

Grüne Geheimwaffe Greta Gysin – Wann platzt die Schweiz?

Nummer 9 – 2. März 2023 – 91. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7,40

DIE WELTWOCH



Viktor Orbáns Welt

Ungarns Ministerpräsident im grossen *Weltwoche*-Gespräch über Krieg, Frieden und Gott. *Roger Köppel*

Achtung, Nordafrikaner

Neue beunruhigende Zahlen zu einem wachsenden Asylproblem. *Philipp Gut*

Der Mensch bleibt die Krone der Schöpfung

Wir werden der künstlichen Intelligenz immer überlegen sein. *Jobst Landgrebe und Rüdiger Safranski*

Liebe und Verrat
Michael Bahnerth
über den ewigen Reiz
des Ehebruchs

4 197707507406 08

kybun.swiss



Die Schweizer Lösung gegen Gelenk- und Rückenschmerzen.

THE MEDICAL SWISS AIR-CUSHION SHOE.



Schweizer Erfinder
und Pionier für gesundes
Gehen und Stehen.

Karl Müller III
Dipl. Ing. ETH,
Bewegungswissenschaftler

Kybun 
Switzerland

Die offene Gesellschaft und ihre Feinde

Die offene Gesellschaft ist in akuter Gefahr. Die neuen Abschotter und Freiheitsfeinde, moderne Höhlenmenschen, sind auf dem Vormarsch. Überall errichten sie Gefängnisse, Scheiterhaufen, brennen sie Brücken ab und ziehen ihre Schreckensherrschaft der Unfreiheit hoch. Ihr jüngster Angriff zielt auf den Freihandel, den weltweiten Austausch von Gütern, Waren und Dienstleistungen. Kauft nicht bei denen, treibt keinen Handel mit jenen – die selbsternannten Hüter ihrer Hochmoral sind eine real existierende Bedrohung für Frieden und Wohlstand auf der Welt.

Die offene Gesellschaft – geprägt hat diesen Begriff der britisch-österreichische Philosoph Sir Karl Raimund Popper, Zeitzeuge der mörderischen Totalitarismen des 20. Jahrhunderts. Gegen die Prediger des Hasses, der Ideologie und der Politik verfasste er in London eine berühmte Kampfschrift: «Die offene Gesellschaft und ihre Feinde». Sie wurde zur Bibel einer ganzen Generation. Der ungarisch-amerikanische Investor George Soros erklärte Popper zum Leitgestirn und Säulenheiligen. Im Gespräch mit der *Weltwoche* bekannte der hochehrgeleitete Unternehmer, Popper sei für ihn ein Idol, eine ewige Inspiration, ein politisches Vorbild.

Vielleicht ist es übertrieben, aber sicher nicht falsch, Popper den prägenden Fundamentaldenker eines aufgeklärten, wehrhaften Liberalismus zu nennen. Ähnlich wie die grossen Ökonomen Friedrich August von Hayek und Ludwig von Mises, die das Problem der Freiheit als Frage der Volkswirtschaft abhandelten, zielte Popper aufs Grundsätzliche. Er wandte sich, als Erkenntnistheoretiker (Was kann ich wissen?), gegen die stets lockende Versuchung der Intellektuellen, das Chaos der Geschichte auf berechenbaren Axiomen festzuzurren. Kein grösserer Aberglaube als die Idee, die Geschichte folge einer naturgesetzlichen Notwendigkeit.

Darin sah Popper den grossen Irrtum, die fürchterliche Gefahr. Marx, Lenin, Hitler, aber auch Philosophen wie Hegel, den er zu Unrecht ins Visier nahm, hätten sich eingebildet, die menschliche Seele, dieses Gewirr an Trieben, Gefühlen und Leidenschaften, Ur-Stoff der Politik, zu durchschauen, die angeblichen Gesetze der Geschichte, daraus abgeleitet das trügerische Selbstvertrauen, die fanatische Gewissheit der Ideologie – mit verbrecherischer Konsequenz. Dagegen stellte Popper seine friedliche Vision der Bescheidenheit, den Verzicht auf absolute politi-

sche Wahrheiten, dafür die Tugend der Offenheit, der Diskussion, der Demokratie, der wirtschaftlichen Zusammenarbeit.

Man geht nicht fehl in der Annahme, in diesem liberalen Credo eine geistige Erfolgsgrundlage der westlichen Zivilisation zu erblicken. Freiheit, Vielfalt, Rechtsstaat und weltweiter Freihandel, mit dem Wort «Globalisierung» nur unzureichend beschrieben und ideologisch überhöht, sind zu Pfeilern eines Weltwunders von Frieden und Wohlstand geworden. Das ist der Grund, warum Leute wie Soros oder Konferenzen wie das World Economic Forum, aber auch die meisten Regierungen, egal, ob links oder rechts, den Freihandel jahrzehntelang fast religiös gepredigt haben als unverzichtbare Voraussetzung für eine bessere Welt. Sie hatten recht.

Umso verstörender, umso absurder erscheint die abrupte, schockartige Schubumkehr, eine Art «Great Reset», der die einstigen Vorantreiber und Anhänger des Freihandels jetzt in nicht minder glühende Verfechter des Gegenteils verwandelt: Abschottung, Rückzug, wenn nicht Abbruch, so doch massive Einschränkung der globalen Vernetzung. «Entkoppelung» lautet ihre neue Kampfparole. Die Minnesänger einer möglichst grenzübergreifenden, weltumspannenden Wirtschaft mit dem Ziel, die alten Feinde des Kalten Kriegs aus ihren Schützengräben zu locken, allen voran George Soros und Klaus Schwab, seilen sich ab, sind zu Ideologen der Scholle geworden.

«Kauft nicht bei den Chinesen!» – «Haltet euch von den Russen fern!» – «Boycottiert alles, was nicht in unser Weltbild passt.» Im gespenstischen Gleichschritt mit den linken Verächtern des Freihandels verkünden Schwab und Co. heute ihr neues Woke-Evangelium: Konfrontation statt Kooperation. Intoleranz statt Toleranz. Krieg statt Frieden. Von einer Verheissung, einer Chance, wird der freie Austausch des gegenseitigen Nutzens zur Waffe gegen die Ungläubigen, gegen die moralisch Minderwertigen umgerüstet. Die Popper-Jünger, die Apostel der offenen Gesellschaft sind zu ihren Feinden geworden; Tempelritter eines neuen Kreuzzugs.

Für kleine Länder wie die Schweiz ist das verheerend. Die «Globalisierung» hat allen Unkenrufen zum Trotz die Welt besser, reicher, gerechter gemacht. Hunderte Millionen Menschen fanden Anschluss. Profitiert haben vor allem die Armen, die Kleinen. Wird das alles zurückgedreht, zerstückelt und verhackt, gewinnen die Grossen, drohen dramatische Verluste an Wohlstand

samt ihren Folgekatastrophen. Die Welt droht wieder in Imperien und Protektorate zu zerfallen. Die Philosophie des Freihandels, der Freiheit soll gewaltsam verdrängt werden durch ein neues Stammesdenken, durch Merkantilismus, Kolonialismus, Überheblichkeit und Heuchelei.

Die Ideologie der Abschottung breitet sich nicht nur in der Wirtschaft aus. Im Geistigen tobt ein neuer Gender-Biologismus, eine Scheiterhaufenmentalität der politischen Korrektheit, die alles abrasieren will, was abweicht. Erleben wir den Zusammenbruch einer Zivilisation, eine Zeitenwende zurück ins Mittelalter? Damals brach, auch aus purer Dekadenz, der Universalismus der antiken Welt zusammen. Aus den schönen Trümmern wucherten Frömmeler und Sektierer, die neue Unübersichtlichkeit zahlloser kriegerischer Fürstentümer. Es sollte Jahrhunderte dauern, bis Europa das verlorengegangene Zivilisationsniveau zurückerlangte.

Und wieder einmal steht die europäische Kultur an einer Abbruchkante. Auch vor etwas über hundert Jahren, vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, hielt man einen Zivilisationsabsturz für unwahrscheinlich. Zu angenehm seien die Zeiten, zu gross die Verflechtung. Die Sorglosigkeit verflog auf den blutdurchtränkten Schlachtfeldern zweier Weltkriege. Dem Wahnsinn voraus ging der Triumph der Ideologie, Propaganda, an die man selber glaubt. Auch damals trumpften die Abschotter, die Biologen und die Fanatiker auf. Wer für den Frieden war, galt als Verräter, als «Volksfeind», «Schädling» der einzig wahren Gesinnung. Menschen sind verführbar, Politiker, Intellektuelle und Journalisten besonders. Ideologie ist ein mächtiges, zerstörerisches Gift.

Es gilt heute, mehr denn je, die offene Gesellschaft, den Freihandel, die Zusammenarbeit über alle politischen und kulturellen Unterschiede hinweg zu verteidigen, zu pflegen. Persönlichkeiten wie George Soros oder Klaus Schwab, die viel Gutes gemacht haben, scheinen sich an eine Ideologie des Weltstaats anzuliefern, an die Utopie einer unter einem, unter unserem System zusammenwachsenden und zusammenrückenden Menschheit. Der Weltstaat wäre die schlimmste Tyrannei. Denn nichts gefährdet die Freiheit, die offene Gesellschaft mehr als die schreckliche Einfalt einer einzigen Autorität, Monokultur, und gebe sie sich auch noch so aufgeklärt und demokratisch. Macht korrumpiert. Absolute, gar weltumspannende Macht korrumpiert absolut. Verteidigt den Freihandel, rettet die Freiheit! R. K.

Noam Chomsky über Mainstream-Medien, Greta Gysin ist ideal platziert, Friedensdemonstration in Berlin, der Mensch und die künstliche Intelligenz

Noam Chomsky, einer der umstrittensten und gleichzeitig einflussreichsten Intellektuellen, ist auch vier Jahre nach seinem 90. Geburtstag ein aktiver und kritischer Zeitgeist. Während mehrerer Stunden am Tag sitzt er vor dem Computer, beantwortet E-Mails von Fans und Kritikern. Er ist aber auch ein gefragter Interviewpartner. Scharf geht er mit Mainstream-Medien ins Gericht und wirft ihnen vor, die Informationen zu verfälschen oder so einseitig darzustellen, dass sie der Komplexität der Realität nicht mehr gerecht werden. Im Ukraine-Krieg sieht Chomsky seine Meinung über die fehlende Objektivität in der Berichterstattung einmal mehr bestätigt. Im Interview mit der *Weltwoche* analysiert der Sprachwissenschaftler den Informationskrieg zwischen Russland und dem Westen und sagt, warum die Medien im Westen und in Russland gar nicht so unterschiedlich sind. **Seite 26**

Bei den Bundesratswahlen im Dezember mühte sich die SP erfolglos ab, eine junge, berufstätige Politikerin mit schulpflichtigen Kindern zu portieren. Am Schluss gingen die Genossen mit zwei älteren Ständerätinnen ins Rennen. Während die Linkspartei den Generationenwechsel verpasste, stehen bei den Grünen junge Frauen am Start, die nur darauf warten, ihre Chance zu bekommen. In der ersten Reihe platziert ist die Tessiner Nationalrätin Greta Gysin. Die 39-jährige dreifache Mutter repräsentiert geradezu idealtypisch, was ein modernes Linkssein, heute ausmacht. Ob Klima, Gen-

der oder klassische Gewerkschaftsthemen – die Politikwissenschaftlerin bezieht klare Positionen. Seit der Debatte über Waffenlieferungen in die Ukraine und die Neutralität verfügen Grüne wie Gysin plötzlich auch über ein klares Unterscheidungsmerkmal gegenüber den Sozialdemokraten. **Seite 30**

Am 25. Februar 2023, ein Jahr nach der Eskalation im Ukraine-Konflikt, versammelten sich

rund 50 000 Menschen am Brandenburger Tor zur ersten grossen Friedensdemonstration in Europa. Mittendrin die Vorkämpferinnen und Galionsfiguren der Bewegung: die Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht und die Friedensfeministin Alice Schwarzer. Ebenfalls vor Ort: *Weltwoche*-Reporter Roman Zeller, der mit den besorgten Bürgern sprach. Ungeschönt und ohne sie als Putin-Versteher zu schubladisieren. Die Stimmen der Friedensbewegten erreichten auf den digitalen *Weltwoche*-Kanälen mehrere hunderttausend Menschen. **Seite 32**

Angeregt durch die absurden Umbaupläne der grünen Transhumanisten und selbstherrlichen Menschheitsplaner, die die schöne neue Welt mit «Great Resets» herbeizwingen wollen, stellen sich unser Autor Matthias Matussek und der Philosoph und Goethe-Biograf Rüdiger Safranski die Frage: Was soll denn da eigentlich alles über Bord geschmissen werden? Lässt sich von Goethe vielleicht nicht doch mehr lernen als seine Gedichte, nämlich Leben, Augenmass und Naturverständnis? Zumal die künstliche Intelligenz dem Menschen immer unterlegen sein wird, wir also auf unseren Verstand angewiesen bleiben, wie der Mathematiker Jobst Landgrebe in seinem Essay ausführt. Die Vorstellung, wir müssten zu Cyborgs mit neuroelektrischen Gehirnimplantaten werden, um der künstlichen Intelligenz Herr zu werden, wie es der Unternehmer Elon Musk postuliert, sei blanker Unsinn. **Seite 53**

Ihre Weltwoche



DER PRAGMATICUS
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.
JEDEN 1. SONNTAG IM MONAT
 Alle Sendetermine bei ServusTV On

ServusTV

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilientraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

3 **Rebweg**
8457 Humlikon



ab CHF 1'470'000.-
6½ Zi. Doppel-EFH's
+41 52 338 07 09
www.rebweg.ch

5 **Trottenacker**
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.trottenacker.info

6 **Vistadelsole**
8370 Sirnach



CHF 747'900.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 52 338 07 09
www.vistadelsole.ch

12 **Schlossblick**
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 44 316 13 42
www.schlossblick.ch

14 **Glattwies**
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-
4½-Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 87
www.glattwies.ch

16 **Vistacasa**
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.vistacasa.ch

18 **Schmiedgass**
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.schmiedgass.ch

22 **Solevista**
8615 Wermatswil



CHF 2'158'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 42
www.solevista.ch

1 **am Goldenberg**
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amgoldenberg.ch

2 **Römergarten**
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

„Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



4 **Projektankündigung**
8311 Brütten



4½ Zi. Reihen-EFH's
+41 52 338 07 09
www.immobilientraum.info

6 **Duovivo**
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.duovivo.ch

7 **Uetliblick**
8136 Thalwil-Gattikon



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.uetliblick-gattikon.ch

9 **Chridlerpark**
8127 Aesch-Maur



3½ - 6½ Zi. WHG und EFH
+41 55 610 47 46
www.chridlerpark.ch

10 **am Zentrum**
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amzentrum.ch

11 **am Eichacher**
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.ameichacher.ch

13 **Soley**
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.soley-birchwil.ch

15 **Puro Vivere**
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's
+41 55 610 47 46
www.purovivere.ch

17 **inside**
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

19 **Projektankündigung**
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH
+41 52 338 07 09
www.immobilientraum.info

20 **Tre Fiori**
8913 Ottenbach



7½-Zi. Reihen-EFH
+41 55 610 47 46
www.tre-fiori.ch

21 **Grastal**
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.grastal.ch

23 **Dreieckspitz**
8406 Winterthur



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.dreieckspitz.ch

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.ch

Zürcherstrasse 124
8406 Winterthur



padelarena.ch
powered by Lerch&Partner.ch



Wege zum Frieden: Viktor Orbán. Seite 12



Unmöglichkeit der ewigen Liebe: Seite 38



Grüne Hoffnung: Greta Gysin. Seite 30

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Die Industrie wandert ab
- 9 Peter Rothenbühler Liebe Nadja Tiller
- 10 Tagebuch Wolfgang Kubin
- 11 Bern Bundeshaus
Spielmacher verwirrt Mitspieler
- 12 Viktor Orbán «Wir beten und vertrauen auf den lieben Gott»
- 18 Weisheit des Herzens
- 19 Personenkontrolle
- 19 Inside Washington
- 20 Mörgeli
Joe Biden, Politiker statt Staatsmann
- 20 Antisemitische Bildung Schweizer Geld für israelfeindliches Lehrmaterial
- 21 Peter Bodenmann
China und die Ukraine
- 22 Migration
Achtung, die Nordafrikaner kommen
- 24 Wie Macron Scholz führt
Grosse Worte statt Realitätssinn
- 25 Eine Amerikanerin verzaubert Paris
Netflix-Star Emily erneuert den Mythos
- 26 Noam Chomsky «Wir nähern uns dem gefährlichsten Punkt in der Geschichte der Menschheit»
- 29 Kurt W. Zimmermann
Geldsack mit Löchern
- 30 Grüne Geheimwaffe
Nationalrätin Greta Gysin
- 32 Deutschland steht auf Alice Schwarzer und Sahra Wagenknecht für den Frieden
- 33 Wann platzt die Schweiz? Migration wird zum politischen Sprengstoff

- 34 Peking knüpft ein globales Machtnetz
Der Westen verliert an Einfluss
- 35 News Notrechte ohne Schranken?
- 36 Energie-Kolonialismus
Zürcher Windpark im Kanton Thurgau
- 37 Anabel Schunke
Leidenschaft für Denunziation
- 38 Die Treue der Untreue
Liebesbahnen zwischen Menschen
- 40 Windisch
Asylanten verdrängen Mieter
- 41 Überzeugung, Abenteuerlust, Blutdurst
Söldner aus 52 Ländern kämpfen für Kiew
- 41 Diplomatie Das EDA intervenierte
- 42 Putins US-Kollegen Der Kreml-Chef in der Zeit von Clinton bis Biden
- 44 Die Pandemie, die es nie gab
Umfassende Stanford-Untersuchung
- 45 Schöne falsche Loraia
Kriminalität boomt in den sozialen Medien
- 46 «Ouverture» war sein Zauberwort
Jacques Pilet, Medienpionier der Romandie
- 49 Tamara Wernli
Kunst ist, über Lady Gaga zu erbrechen
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Bernard Ingham,
John «Motty» Motson
- 52 Beat Gygi
Was hat Viktor Vekselberg Falsches getan?

LEADER: KÜNSTLICHE INTELLIGENZ

- 53 Der Mensch bleibt die Krone der Schöpfung Jobst Landgrebe über den Hype um künstliche Intelligenz
- 56 Rüdiger Safranski Der Philosoph über Goethe und den Transhumanismus

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Beistand in der Bruchbude des Lebens
Wilhelm Genazinos Werke
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Sprache
- 66 Elvis blüht
Der King of Rock'n'Roll ist zurück
- 68 Fernsehen «Neumatt»
- 68 Kino «Nostalgie»
- 69 Podcast «True Crime»
- 70 Kunst
«The Mystery of Banksy: A Genius Mind»
- 70 Rock Maneskin
- 71 Jazz Samara Joy

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen
- 74 Thiel Waffenschwestern
- 74 Häuser
«Santa Maria degli Angeli»
- 76 Essen und Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Abendessen mit ... Christian Wulff
- 80 Menschen von morgen
Melanie Hasler, Bobfahrerin
- 82 Das indiskrete Interview
Angélique Beldner, Showmasterin

SAGER | BADEBRUNNEN
HALLE 3/STAND F20



Gi
ar
di
na
LEBEN
IM
GARTEN
15.-19. MÄRZ
MESSE
ZÜRICH
23

SAGER Brunnen & Skulpturen AG | Gontenstrasse 47 | CH-9108 Gonten AI | Telefon +41 (0)71 794 10 35

INFO@BRUNNEN-SKULPTUREN.CH | WWW.BRUNNEN-SKULPTUREN.CH

Deutschlands Industrie wandert ab

VW baut keine neuen Fabriken für E-Autos in der Heimat, dafür wird in China massiv investiert. Andere Konzerne machen es genauso.

Oliver Stock

Was war nicht alles gefordert, gejammt und verworfen worden: Als sich vor einem halben Jahr herumsprach, dass ein chinesisches Staatsunternehmen Anteile am Hamburger Hafen übernehmen wollte, gingen bei den Aufgeregten unter den deutschen Politikern die roten Warnlampen an. China und Russland landeten in einem Topf als gefährliche imperialistische Mächte, die jederzeit Kriege anfangen könnten. Eine neue «China-Strategie» der Bundesregierung wurde gefordert, und am Ende durften die Chinesen am Hamburger Hafen nur ein klitzekleines Stück erwerben.

Heute, sechs Monate später, will von dieser Aufregung keiner mehr etwas wissen. Dabei ist die Lage dramatischer als zuvor. Deutsche Kernbranchen wandern ab ins Reich der Mitte. Haben sie die Wahl zwischen Investitionen in Deutschland oder in China – wählen sie die Asien-Connection. Jüngstes Beispiel ist VW: Der Autohersteller hatte genau vor einem Jahr angekündigt, ein neues Werk für Elektrofahrzeuge direkt neben seinem Stammsitz in Wolfsburg bauen zu wollen. Baubeginn sollte genau jetzt sein, 2026 sollte das erste Modell vom Band rollen. Der Standort auf der grünen Wiese sollte ermöglichen, was VW bislang nicht schaffte: ein Auto so schnell zu bauen wie Tesla. Innerhalb von zehn Stunden sollte ein Modell fertig sein und nicht dreimal so lange brauchen wie derzeit.

VW, BMW, Mercedes, Bayer, BASF

Doch die Pläne sind offenbar nur noch für den Papierkorb gut. VW-Finanzvorstand Arno Antlitz hat in einem firmeninternen Interview verkündet: «Wir werden keine neuen Elektrofabriken in Europa bauen, sondern die bestehenden transformieren.» Im Klartext heisst das: Anstelle neuer Werke werden die alten umgerüstet. Ob die VW-Arbeiter so jemals auf die notwendige Produktionsgeschwindigkeit kommen, ist ungewiss. Ganz anders ist die Situation aus VW-Sicht in China: Dort, in Anhui, haben die Wolfsburger gerade den Bau

eines neuen Werks für Elektroautos vollendet. Die Serienproduktion startet im zweiten Semester. 350 000 E-Autos schafft die Fabrik, die in nur achtzehn Monaten hochgezogen wurde, pro Jahr. Es ist die dritte Produktionsstätte des Konzerns für reine Elektrofahrzeuge in China und das Werk mit dem höchsten Automatisierungs-



So schnell bauen wie Tesla: geplantes Forschungs- und Entwicklungszentrum von VW in der Provinz Anhui.

grad. Gut 900 Roboter stellen Autos her, von denen viele dann nach Europa geliefert werden.

Auch andere machen es wie VW. BMW gab im November bekannt, dass es etwa 1,4 Milliarden Dollar in ein neues Batterieproduktionswerk in der nordostchinesischen Provinz Liaoning investieren werde. Mercedes-Benz Trucks hat gerade seinen ersten schweren Lastwagen made in China vom Band laufen lassen, auf 60 000 Lastwagen kommt das neue Werk im Jahr.

Was die Autohersteller treiben, wird nur noch von der Chemie- und der Pharmabranche in Deutschland überboten. Bayer, der Aspirin-Hersteller aus Leverkusen, will nach Aussage seines Pharmachefs künftig die USA und China bei Investitionen bevorzugen. Und Martin Brudermüller, Chef des Chemieriesen BASF aus Ludwigshafen, referierte mit leidenschaftslosem Ton über gestiegene Kosten, gesunkene Nach-

frage und immer aufwendigere bürokratische Hürden in Deutschland, als er jüngst seine Bilanz vorlegte. An unzähligen Stellen seiner Rede war immer wieder das Wort «China» zu hören. Während die Chemieproduktion in Europa massiv zurückgehe, wachse der Markt in China. «Ich sage nicht, dass die Investitionen dort ohne Risiken sind. Aber die Chancen, die wir sehen, übertreffen die Risiken», stellte Brudermüller fest. Dabei hatte er gerade erst schlechte Erfahrungen mit einem Investment in einem anderen autoritären Staat gemacht: Russland, dessen Staatsbetrieb Gazprom Rechnungen in Milliardenhöhe gegenüber der BASF-Tochter Wintershall Dea schuldig geblieben ist, bot auch Chancen und barg Risiken – hier ist das Ergebnis erst einmal ein Totalverlust.

Dennoch setzt BASF voll auf China: Investitionen von zehn Milliarden Euro sind im Gespräch; es ist die grösste Investition, die ein deutsches Unternehmen je in China gemacht hat. «Ohne das Geschäft dort wäre die notwendige Umstrukturierung hier gar nicht möglich. Nennen Sie mir doch mal ein Investitionsobjekt in Europa, mit dem wir Geld verdienen könnten», klagte Brudermüller.

Josefin Altrichter vom Verband der Chemischen Industrie fasst es so zusammen: «Strategisch sind viele Unternehmen jetzt gezwungen, für den Standort Deutschland schmerzhaft Entscheidungen zu treffen.» In einer Umfrage der deutschen Handelskammer in China erhoffen sich die Hälfte der knapp 600 befragten in China ansässigen deutschen Unternehmen in diesem Jahr einen deutlichen Umsatzschub von dort. Vom China-Misstrauen der Politiker sind die deutschen Unternehmen also etwa so weit entfernt wie der Berliner Reichstag von der Chinesischen Mauer. Sie haben nach Daten des Handelsministeriums in Peking 2022 so viel in China investiert wie nie zuvor: Allein in den ersten zehn Monaten des Jahres 2022 sind die Investitionen im Vergleich zum Vorjahr um 95,8 Prozent gestiegen.

Liebe Nadja Tiller

Gerne hätte ich Ihnen noch zu Lebzeiten meine grosse Verehrung gestanden, nun sind Sie 93-jährig in einer Hamburger Altersresidenz gestorben.

Sie waren in den fünfziger Jahren, laut *Spiegel*, «das Beste, was damals in Deutschland auf dem Vamp- und Sex-Sektor zur Verfügung stand». Das kann ich bestätigen.

Obschon Sie in den vielen Filmen, in denen Sie mitunter eine Prostituierte spielten, nie nackt zu sehen waren, hat Ihre natürliche erotische Ausstrahlung selbst bei Kindern eine Ahnung von etwas Künftigem ausgelöst, das die Gefühle verstören kann. Die Meldung von Ihrem Tod hat mich nämlich an meinen ersten Kinobesuch erinnert.

Meine Tante Bethli hat mich, den erst Neunjährigen, ins Kino gebracht. Es lief einer dieser kitschigen deutschen Filme mit viel Musik, in dem Sie und Ihr Mann Walter Giller die Hauptrollen spielten, meistens unterwegs in süd-



Warm ums Herz:
Filmstar Tiller (1929–2023).

lichen Landschaften in einem Cabrio der Marke Hillman Minx. Die Geschichte war irgendeine jugendfreie Intrige unter Erwachsenen.

Aber da gab es die eine Szene, wo Sie tanzten, sich im Kreis drehten und dabei etwas Verrücktes geschah: Ihr weisser Rock öffnete

sich bei der Drehbewegung so hoch, dass er dabei den Blick auf Ihre langen Beine und den weissen Slip freigab. Ich wusste nicht, wie mir geschah, ein seltsam angenehmes Gefühl rieselte durch meinen Körper. Nein, es ging nicht in die Hosen, ich hatte noch keine Ahnung von Sex, es wurde mir einfach warm ums Herz, und ich hätte viel gegeben, um diese Szene nochmals zu sehen.

Ich war meiner Tante sehr dankbar, dass sie mich in diese magische Show gebracht hatte. Nadja Tiller und Walter Giller sind seither konstante Grössen in meinen ganz persönlichen Filmerinnerungen. Zwar habe ich später, als ich allein ins Kino durfte, nie wieder einen Ihrer Filme gesehen, aber die Szene mit den langen Beinen hat sich bei mir derart eingepägt, dass ich Ihnen heute noch dankbar bin.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Wolfgang Kubin



Warum kehrt in diesen Tagen jemand nach China zurück, wo alles in der «westlichen» Welt von einem anstehenden Corona-Tsunami zwischen Peking und Kanton spricht? An warnenden Stimmen hat es nicht gefehlt, darunter die von vielen hochgelehrten Fachleuten. Bin ich mit meinen bald 78 Jahren des Lebens müde und sehne mich nach Laotse im Reich der Unsterblichen? Zunächst: Ich bin fünfmal gegen Covid-19 geimpft, zudem ein sechstes Mal gegen die übliche herbstliche Erkältung.

Von meinen vier Jahren Dozentenschaft an der Universität Shantou habe ich zweieinhalb Jahre von Bonn aus dank dem Netz unterrichtet. Wegen meiner «Grünen Karte» hätte ich jederzeit in die Provinz Guangdong aufbrechen können. Doch noch wollte ich vorsichtig sein und traute mich erst im Sommer 2021 an meine chinesische Wirkungsstätte zurück. Das war damals nicht einfach, denn man hatte trotz aller Pikse zwei Wochen nach der Ankunft ein Hotel in Schanghai zu beziehen und selber zu bezahlen.

Diesmal sollte es anders sein. Wir begegneten auf dem Frankfurter Flughafen einer riesigen Schar junger Chinesen. Die einen waren Schönheitsköniginnen, die anderen Glücksritter. Beide zog es an die Brust des Mutterlandes, vielleicht um der Liebe willen, aber sicherlich eher, um eine angemessene Anstellung zu finden.

Es war der 13. Januar 2023, China hatte sich plötzlich eine Woche zuvor geöffnet, und wer bislang durch die Welt geirrt war, wurde nun willkommen geheissen. So standen wir an vielen Schaltern an und hatten unseren Spass. Wir, meine chinesische Frau und ich, präsentierten eine Minderheit. Wir waren

dreimal so alt wie die Herrschaften um uns herum, und wir blieben die einzigen Ausländer.

Bald sassen wir in einem rappenden Flieger, die Stimmung war heiter. Ich freute mich auf ein chinesisches Abendessen und einen Schluck Rotwein. Das Rebenblut gab es tatsächlich, das erhoffte Mahl nicht. Jeder bekam einen Riesensack, gefüllt mit Keksen. Das sollte unsere Speise bis Kanton sein, ob am Abend oder am Morgen. Keiner von uns wird so viele Kekse in seinem Leben haben essen müssen. Ich fühlte mich an die «Sesamstrasse» und das Krümelmonster erinnert, das immer nur laut «Kekse» rufen und gierig verschlingen konnte. Darüber verwandelte es die zivilisierte Welt in eine Krümelanstalt. Als Monster wurden wir schliesslich aus dem Flugzeug entlassen und rauschten an elektronischen Fiebermessgeräten vorbei in Richtung Stadt oder Anschlussflüge. Bis auf einen, der angeblich eine höhere Temperatur hatte.

Zwei Marsmädchen begleiteten mich in ein Kabuff und fragten mich, ob ich mich aufgeregt hätte. Ja, über die Krümel auf meiner Kleidung. Wie in meiner Kindheit wurde mir ein Thermo-

Zwei Marsmädchen begleiteten mich in ein Kabuff und fragten mich, ob ich mich aufgeregt hätte.

meter sieben Minuten unter den linken Arm gesteckt. Dann der allseitige Jubel: kein Fieber. Mein Ausflug konnte also weitergehen. Bei der Ankunft trat trotzdem alles vor uns ein paar Meter zurück, als brächten wir neue Viren. Der Spuk war jedoch schnell vorüber. Es verschlug uns sogleich ins schöne Haus der Akademie der Hochschule zur besten Küche, der von Chaozhou, um den Krümelgeruch loszuwerden.

Bislang sind wenige Ausländer zurückgekehrt, und wenn, dann eher aus der «Dritten Welt», da die satten Stipendien und Gehälter ausreichen, um Angehörige in der Heimat zu ernähren. Arm mag zwar mancher hier ankommen, aber nicht arm wieder abreisen. Dagegen sind die chinesischen Studis weniger betucht. Die «Studiosi» sind meistens Frauen, jedenfalls in meinem Fach der Geisteswissenschaften, also redete man besser von «Studiosae»? So oder so sind sie glücklich, wenn sie mich unter den Bergen oder von den Seen hervortreten sehen.

Ich begrüsse auf meinem Weg in den Unterricht meist die chinesischen Nachtigallen im Vogelparadies von Shantou. Nach der Vorlesung geht es in die Muckibude oder zum Fussball mit der Jugend wie den Lehrern. Da wird etwa bei Fehlpassen und vergebenen Chancen viel gelacht, so viel, dass ich manchmal zürne und zu den buddhistischen Tempeln auf die Höhe geschickt werde, um Vergebung zu üben.

Und wenn ich nach gehöriger Läuterung wieder unten bin, begrüsst man mich mit dem neuen Gruss: «Ni yang le ma?» Früher, als es noch nicht viel zu strahlen gab, rief man sich «Ni chi fan le ma?» zu. Heute hat die Frage «Schon die Seuche gehabt?» die alte Begrüssung «Schon gegessen?» ersetzt. Und alles bricht in Jubel aus: «Ja, glücklicherweise, denn so habe ich sie hinter mir!»

Wolfgang Kubin, chinesisch Gu Bin, geb. 1945 in Celle, ist Sinologe an der Universität Bonn und nach acht Jahren in Peking seit 2019 Senior Professor an der Universität Shantou. Er ist Übersetzer und Schriftsteller.

Spielmacher verwirrt Mitspieler

Die Kriegsmaterial-Lieferungen in die Ukraine sind für den FDP-Präsidenten ein Prestige-Projekt. Dafür ist Thierry Burkart auch bereit, die Schweizer Neutralität zu demontieren.

In einer Videobotschaft zum ersten Jahrestag des Ukraine-Krieges versuchte FDP-Präsident Thierry Burkart, sich und seine Partei in ein günstiges Licht zu rücken. «Die FDP hat sich von Anfang an klar positioniert: für Sanktionen, für Solidarität, für das Völkerrecht», verkündete er in dem stark unterbelichteten Amateurvideo. Dieser Krieg habe auch die Sicherheitslage für die Schweiz verändert, gab Burkart unter anderem zu verstehen.

Umso unverständlicher ist es, dass er nicht alle Massnahmen aufzählt, welche die Sicherheit des Landes weiterhin gewährleisten. Das Wort «Neutralität» kommt in seiner Botschaft nicht ein einziges Mal vor. Dabei ist die Neutralität ein zentrales Instrument der Schweizer Sicherheits- und Aussenpolitik, wie der Bundesrat in den letzten Monaten wiederholt betonte. Hat Burkart diesen Teil bewusst ausgeblendet, weil er nicht in sein neutralitätspolitisches windschiefes Konzept passt?

Bundesrat hält dem Druck stand

Der Aargauer sieht sich als treibende Kraft und Strippenzieher für indirekte Waffenlieferungen an die Ukraine, obschon sein eigener Bundesrat, Ignazio Cassis, und mit ihm die Landesregierung schon mehrfach betonten, dass dies mit unserer Neutralität nicht vereinbar sei. Im Zentrum der Diskussionen stehen Kriegsmaterial- und Munitionslieferungen aus der Schweiz an befreundete Staaten, die nicht an kriegführende Drittstaaten weitergereicht werden dürfen. Das stört EU-Mitgliedsländer wie Dänemark, Deutschland, Spanien oder Portugal. Bisher hielt der Bundesrat aber dem internationalen Druck stand.

FDP-Präsident Thierry Burkart stimmt dagegen in die Litanei der EU-Mitgliedsländer ein. Die Schweiz blockiere mit ihrer Haltung die Unterstützung anderer Länder für die Ukraine, behauptet der Aargauer Ständerat in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger*, als hänge der Kriegsverlauf in der Ukraine von Schweizer Kriegsmaterialexporten ab. Wenn es matchentscheidend ist, warum reichen diese Länder die von uns gekauften Waffen und Mu-



Windschiefes Konzept: Ständerat Burkart.

nitiation nicht einfach von sich aus weiter? Der Bundesrat wird deswegen garantiert nicht die Kavallerie losschicken.

Burkart stellte beim Gespräch mit dem *Tages-Anzeiger* eine weitere steile These in den Raum. Mit ihrer Weigerung, das Kriegsmaterialgesetz anzupassen, leite die SVP den langsamen Tod der Schweizer Rüstungsindustrie ein. Dies sagt ausgerechnet Thierry Burkart, dessen Schwes-

Burkarts Schwester sitzt im Verwaltungsrat der bundeseigenen Waffenschmiede.

ter im Verwaltungsrat der bundeseigenen Waffenschmiede Ruag sitzt, die den Verkauf der Schweizer Munitionsfabrik Ammotec an die italienische Beretta beschlossen hat. Ein Geschäft, das auch Thierry Burkart gegen den Willen der SVP unterstützte. Mitverdient an diesem Ausverkauf hat als beratender Anwalt FDP-Nationalrat Beat Walti.

Liegt es an diesen familiären und partei-internen Querverbindungen, dass Burkart seit Monaten für indirekte Waffenlieferungen in die Ukraine trommelt? Er hat dazu schon im Juni 2022 eine entsprechende Motion eingereicht, die für den 6. März 2023 im Ständerat

traktandiert ist. Sein Vorschlag ist allerdings überholt, weil er in der Sicherheitspolitischen Kommission (SiK) des Nationalrates keine Mehrheit fand. Es gibt einen offenbar mehrheitsfähigen Kompromissvorschlag; Burkarts Vorschlag diene dafür als Vorlage. Erarbeitet haben ihn SP-Nationalrätin Franziska Roth und FDP-Nationalrätin Maja Riniker, die Fäden zog Burkart.

Botschafterin mischt sich ein

Der Vorschlag lautet ungefähr so: Man will die Weitergabe von Kriegsmaterial aus Schweizer Produktion im Einzelfall ermöglichen. Die dafür in Frage kommenden Länder müssen ein mit der Schweiz vergleichbares Exportkontrollregime haben. Waffen dürfen zudem erst nach fünf Jahren und nur dann weitergegeben werden, wenn der Uno-Sicherheitsrat oder eine Zweidrittelmehrheit der Uno-Generalversammlung festgestellt haben, dass das Empfängerland völkerrechtswidrig angegriffen wurde. Der Bundesrat hat bereits verlautbaren lassen, dass auch dieser Kompromiss das Neutralitätsrecht ritze. Burkart verwirrt damit auch die Mitspieler. FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann bezeichnet den Vorschlag gegenüber dem *Sonntagsblick* als «realitätsfremd» und nicht «umsetzbar».

Nun glaubt auch noch die ukrainische Botschafterin in Bern, sie müsse via *Sonntagszeitung* die Schweiz aufrufen, das Kriegsmaterialgesetz rasch anzupassen. Der Präsident der Aussenpolitischen Kommission, Franz Grüter (SVP), ist nicht erfreut: «Ich empfehle ausländischen Vertretern in der Schweiz, den Gepflogenheiten entsprechend, sich nicht in innerschweizerische Angelegenheiten einzumischen.» Der Luzerner FDP-Ständerat Damian Müller ergänzt: «Auch wenn die Ukraine unter starkem Druck steht, halte ich es nicht für angebracht, dass sich eine ausländische Botschafterin in eine innenpolitische Debatte einmischt.» Ausgerechnet Müllers Parteikollege, FDP-Präsident Thierry Burkart, sorgt nun dafür, dass das Gezerre um Kriegsmaterialexporte weitergeht.

«Wir beten und vertrauen auf den lieben Gott»

Ungarns Premierminister Viktor Orbán spricht über den Krieg, Wege zum Frieden, seine Begegnungen mit Putin, die dramatische Schwäche Europas und seine eigenen politischen Leistungen. Er hält die christliche Lehre auch in der Politik für gültig.

Roger Köppel

Budapest

Hoch über Budapest thront die alte Burg, das Schloss der Könige, wo einst die Herrscher und Statthalter der Donaumonarchie auf den ruhig dahinfließenden Strom hinablickten. Das mächtige, prächtige Gemäuer wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört, inzwischen sind die Aufbauarbeiten in vollem Gang. Man vergisst, dass Budapest nach Stalingrad die zweit-schlimmste Stadtschlacht des Zweiten Weltkriegs war. Unter den Kommunisten diente der einstige Regierungssitz als Museum, seit kurzem sind Ungarns Ministerien wieder eingezogen, in ihre alte Heimstatt, auch als Zeichen der Gewaltenteilung zwischen Parlament und Exekutive, die die Kommunisten bewusst verwischten.

Wir treffen Viktor Orbán in der schönen Bibliothek der Festung, alles vollständig renoviert, dunkle Holzregale, ein riesiger Globus schmückt den Raum. Der Ministerpräsident, der sich auch in den letzten Wahlen eine Zweidrittelmehrheit sicherte, tritt ein, bestens gelaunt, ein humorvoller, selbstironischer und zugänglicher Mann ohne erkennbare Allüre. In diesem Jahr wird er seinen 60. Geburtstag feiern. Ausserhalb Ungarns gilt er als umstritten, neuerdings wird er sogar als «Putin-Freund» verleumdet, weil er sich für Frieden und Verhandlungen einsetzt und die westlichen Kriegsanstrengungen kritisch sieht.

Die Vorwürfe wirken etwas weltfremd angesichts der Geschichte. Wie kaum ein anderes Land hat Ungarn unter Russland gelitten. 1848/49 hatten die ungarischen Liberalen die Heere Habsburgs besiegt, um den Parlamentarismus zu verwirklichen. Erst die auf Bitten Wiens herbeigerufenen zaristischen Armeen stampften Ungarns Demokratiebewegung nieder, mit äusserster Brutalität. Gut hundert Jahre später waren es wieder die Russen, diesmal unter Sowjetflagge, die in Budapest der Freiheit den Garaus machten.

Orbán selber kämpfte als junger Mann noch gegen das Joch der Moskauer Kommunisten. Ihm im Umgang mit Russland Naivität vorzuwerfen, grenzt an Verblendung. Umso interessanter erscheint vor diesem Hintergrund seine differenzierte Haltung zum Krieg und zum heutigen Machthaber im Kreml.

Weltwoche: Herr Ministerpräsident, wie kommt Ungarn mit dem Ukraine-Krieg zurecht? Wo liegen die grossen Herausforderungen für Ihr Land?

Viktor Orbán: Am härtesten getroffen werden wir durch die Sanktionen der EU gegen Russland. Sie haben die Preise für Öl und Gas in die Höhe getrieben. Wir haben die Industrie in Ungarn zuletzt massiv vorangebracht. Die Energie, die es dazu braucht, müssen wir importieren. 2021 kostete uns das 7 Milliarden Euro. 2022 waren es 17 Milliarden Euro.

Weltwoche: Mit welchen anderen Schwierigkeiten sind Sie konfrontiert?

Orbán: Für die Ukrainer sind wir der erste sichere Staat. Wir sind ein anständiges christliches Land und lassen alle rein. Über anderthalb Millionen Ukrainer sind seit Februar 2022 nach Ungarn eingereist. Das bereitet uns kaum Probleme, denn ein grosser Teil von ihnen zieht weiter. Der Krieg belastet aber unsere Psyche, unsere Seele. Die Ukraine ist ein Nachbarland, wo auch Ungarn leben. Sie werden als Soldaten

«Ungarns politische Elite ist stark genug, um unser Land aus dem Krieg herauszuhalten.»

eingezogen und sterben zu Hunderten an der Front. Dieser Krieg ist nicht weit von uns entfernt, sondern gehört zu unserem Leben. Das verdüstert unsere Stimmung. Darum wollen in Ungarn alle Frieden.

Weltwoche: Werden die Ungarn in der Ukraine zwangsrekrutiert?

Orbán: In der Ukraine müssen jetzt alle zum Militär, ob Ukrainer oder Ungarn. Man kann nicht sagen, dass die Ungarn negativ behandelt würden. Sie sterben wie die Ukrainer.

Weltwoche: Sie sagten, die Stimmung in Ungarn habe sich eingetrübt. Was heisst das für Sie als Premierminister? Wie halten Sie dagegen? Woher nehmen Sie die Zuversicht?

Orbán: Wir beten und vertrauen auf den lieben Gott, dass er die Kriegsparteien zur Einsicht führt. Es lastet ein ständiger Druck auf uns. Man

will uns in den Krieg pressen und ist nicht wählerisch bei den Mitteln. Bislang konnten wir widerstehen. Das stimmt mich zuversichtlich. Ungarns politische Elite ist stark genug, um unser Land aus dem Krieg herauszuhalten. Das sage ich mit der gebührenden Demut, aber auch mit Selbstvertrauen.

Weltwoche: Haben Sie in Ihrer langen politischen Karriere schon einmal eine ähnlich schwierige Situation erlebt?

Orbán: 1999, als der Kosovokrieg ausbrach, wollte man uns zwingen, an der Südgrenze Ungarns eine Front zu Serbien zu eröffnen. Damals waren wir schon Nato-Mitglied. Wir machten deutlich, dass die Nato ein Verteidigungsbündnis und kein Kriegsbündnis ist. Niemand kann uns zwingen, ein anderes Land anzugreifen. Deshalb liessen wir zu, dass man unsere Flughäfen benutzte. Aber wir griffen Serbien nicht an und eröffneten keine Front.

Weltwoche: Was ist Ihr wichtigstes Führungsprinzip in solch schwierigen Situationen?

Orbán: Ich halte die christliche Lehre auch in der Politik für gültig. Das klingt zwar vereinfacht, aber ich glaube daran, dass es eine Schöpfungsordnung gibt. Wir müssen uns an Gottes Arbeit beteiligen. Damit leisten wir einen Beitrag zum Guten in der Welt. Das Böse ist unterdessen nicht untätig. Wir sagen dazu auf Ungarisch: Der, der alles durcheinanderbringt. Ich muss in meiner täglichen Arbeit alles vermeiden, was dieser zerstörerischen Kraft hilft.

Weltwoche: Wie finden Sie die Gewissheit, das Richtige zu tun, auf sicherem Grund zu stehen?

Orbán: In einer Demokratie muss alles offen diskutiert werden. Schonungslose Offenheit, nur das führt zu guten Lösungen. Und wenn die öffentliche Diskussion versagt, kann man immer noch seine Frau um Rat fragen.

Weltwoche: Was betrachten Sie persönlich als Ihre grössten Erfolge für Ungarn?

Orbán: Dass ich mithelfen durfte, aus einem Verliererland ein Siegerland zu machen. Noch 2010 fanden die Ungarn, dass wir immer auf der Verliererseite der Geschichte stehen. Wir freuten uns schon, wenn es nicht schlimmer wurde. Ich



Selbstvertrauen und Demut: Staatsmann Orbán.

Weltwoche Nr. 09.23

Bild: Cyntia Anda-Szabó für die Weltwoche

konnte die Ungarn davon überzeugen, ambitionierter zu sein. Ich sagte: Alle werden Arbeit haben, alle werden Herr über ihr Leben sein. Und egal, was die Welt sagt: Wir schaffen das. Und wir haben es geschafft.

Weltwoche: Die Ungarn haben ihren melancholischen Fatalismus überwunden?

Orbán: So ist es. Wichtig war, persönlich ein Beispiel zu geben. Die Botschaft lautete: Wenn ich das kann, könnt ihr das auch. Die ganze Welt versucht mich von meinem Kurs abzubringen, aber ich gebe nicht nach. Und ihr schafft das auch.

Weltwoche: Was ist Ihre politische Philosophie in einem Satz?

Orbán: Als ich jung war, hätte ich vermutlich die Freiheit genannt. Heute würde ich sagen: Gleichgewicht. Ändere, was geändert, bewahre, was bewahrt werden muss. Das Streben nach Gleichgewicht wurzelt tief in den Ungarn. Gehorsam und Widerstand sind uns gleichermaßen wichtig. Das macht die politische Debatte so interessant.

Weltwoche: Sie sind Calvinist. Was ist die wichtigste politische Botschaft des Calvinismus?

Orbán: Wir Calvinisten sind Protestanten. Viele denken, Protest heisse, gegen etwas zu sein. Das ist falsch. Richtig übersetzt heisst es: für etwas eintreten. Und das mache ich.

Weltwoche: Der Ukraine-Krieg, der 2014 begann, eskalierte vor einem Jahr. Was ist für Sie die wichtigste Erkenntnis?

Orbán: 2014 standen bedeutende Persönlichkeiten an der Spitze der europäischen Länder, insbesondere Frau Merkel. Ich war mit ihr zwar oft uneins, aber sie hatte unbestritten politisches Gewicht und Format. Damals hiess es, dieser Konflikt müsse von Europa geregelt werden. Heute hat sich Europa aus der Diskussion

*«Ich durfte mithelfen,
aus einem Verliererland ein
Siegerland zu machen.»*

verabschiedet. In den Brüsseler Entscheidungen erkenne ich öfter amerikanische Interessen als europäische. In einem Krieg an den Grenzen Europas haben heute die Amerikaner das letzte Wort. Ich werfe den Amerikanern nichts vor, denn der Löwe frisst nun einmal Fleisch. Man kann von ihm nicht verlangen, zu grasen.

Weltwoche: Sie sagen: Europa ist verschwunden, nicht mehr zu erkennen in diesem Krieg. Was ist der Grund?

Orbán: Es gibt tiefere Gründe, und es gibt schieres Pech. Der tiefere Grund ist: Wir kennen weder gefühls- noch verstandesmässig eine europäische Identität. Das muss über kurz oder lang das Selbstvertrauen erschüttern. Wenn wir die Diskussion über die Zukunft Europas ernsthaft geführt hätten, ohne Tabus, so dass selbst eine Revision der Grundsatzverträge

möglich gewesen wäre, hätten wir zu Kriegsbeginn wohl eine gefestigte Identität gehabt. Dann kam auch noch Pech hinzu. Hätte Donald Trump die amerikanische Präsidentschaftswahl gewonnen, gäbe es keinen Krieg. Der deutsche Machtwechsel tat sein Übriges.

Weltwoche: Man könnte in der Deutung noch einen Schritt weitergehen. Der tiefere Grund für die Schwäche Europas ist die EU. Sie zersetzt die Nationalstaaten, ohne etwas Funktionierendes an deren Stelle zu errichten.

Orbán: Das sehe ich auch so. Die EU will eine «ever closer union». Wir einigen uns nicht auf das Ziel, sondern auf den Weg. Das ist der Grund für Europas Krankheit.

Weltwoche: Ist die Europäische Union heute eine Bedrohung für Europa?

Orbán: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Ich zweifle nicht daran, dass die Politiker in Brüssel guten Willens sind. Sie glauben, etwas aufzubauen. In Wahrheit reisen sie etwas Funktionierendes ein, ohne zu wissen, was danach kommen soll. Ich habe 26 Jahre im Sozialismus gelebt. Als ich den Satz von der «ever closer union» hörte, erinnerte ich mich an meine Marx-Studien. Marx hat eine ganze Bibliothek vollgeschrieben, wie der Kommunismus verwirklicht werden könne. Aber keinen Satz darüber, wie das Leben im Kommunismus aussehen würde. Wir sind intellektuell auf derselben Schiene unterwegs. Ich habe bei dieser EU immer das Gefühl: Das habe ich schon gehört, das habe ich schon gesehen.

Weltwoche: Die gute Nachricht lautet: Der Ukraine-Krieg ist der grosse Schock, der die EU von sich selber heilen könnte.

Orbán: Wollen wir es hoffen. Nur kann ich diese Fähigkeit zur Selbstreflexion nicht erkennen. Ein grosser Vorteil christlich fundierter Politik ist, dass man sich vor Gott prüft. Europas grosse Erfolge entstammen dem Geist der ständigen Selbstreflexion. Leider ist diese Tradition verkümmert. Im Zusammenhang mit dem Krieg darf man nur noch Siegesreden halten. Wer nur schon ein paar Fragen auf den Tisch legt, ist ein Ketzer.

Weltwoche: Wer gewinnt diesen Krieg?

Orbán: Niemand kann ihn gewinnen. Die Ukrainer haben eine Atommacht mit 140 Millionen Einwohnern gegen sich, die Russen die ganze Nato. Das macht die Sache so gefährlich. Wir haben eine Pattsituation, aus der leicht ein Weltkrieg entstehen kann.

Weltwoche: Wie gross ist Ihre Sorge, dass es zu einem Atomkrieg kommt?

Orbán: Nach menschlichem Ermessen kann das nicht passieren. Aber Verzweiflung gehört zum Wesen des Krieges. Da walten andere seelische und geistige Kräfte als im normalen Leben. Und es gibt immer auch die Möglichkeit von Missverständnissen und Unfällen.

Weltwoche: Meine Beobachtung ist: Russland kann, darf diesen Krieg aus existenziel-



«Geist der ständigen Selbstreflexion»:

len Gründen nicht verlieren. Der Westen redet sich ein, der Krieg sei existenziell, was aber niemand wirklich glaubt. Für die Russen geht es um mehr, darum werden sie nicht verlieren.

Orbán: Das klingt schlüssig. Was ich am eigenartigsten finde: Ich sehe einen Krieg, bei dem die Ziele nicht klar sind. Keine Partei ist in diesem Punkt konsequent. Wir wissen nicht, was den Russen reichen würde. Sie haben sich öffentlich nie festgelegt. Und was ist eigentlich Europas Kriegsziel? Wir hören die gefährlichsten Dinge, bis hin zur Forderung nach einem Systemwechsel in Russland. Ein Krieg, in dem die Parteien nicht definieren, welches Ziel sie haben, ist die grösste Gefahr. Wenn man's nicht definiert, kann's uferlos werden.

Weltwoche: Und die Amerikaner? Was ist ihr Ziel?

Orbán: Das ist ein Rätsel. Der Präsident sagt jeden Monat etwas anderes.

Weltwoche: Herr Orbán, Sie sind der dienstälteste Regierungschef der EU und verfolgen den Ukraine-Konflikt seit langer Zeit. Wer ist verantwortlich für die Eskalation?

Orbán: Fakt ist: Russland hat die Ukraine angegriffen. Wahr ist auch: Das ist nicht zum ersten Mal passiert. Sie haben schon die Krim angegriffen. Aber aus der Tatsache, dass die Russen einen Nachbarn angegriffen haben, folgt nicht zwangsläufig ein europäischer Krieg. Dass dieser Krieg ein europäisches Ausmass erreicht hat, dafür sind die Europäer verantwortlich.

Weltwoche: Sie haben gesagt, christliche Politik bedeute, sich kritisch vor Gott zu prüfen. Die Russen sagen seit fünfzehn Jahren, eine Nato-Erweiterung um die Ukraine und Georgien sei



Politiker Orbán (M.), Journalist Köppel (r.).

eine rote Linie. Die Amerikaner und Europäer machen nichts anderes, als diese russischen Aussagen zu ignorieren. Sie kennen Putin persönlich. Was sagen Sie zu seiner Deutung? Hat der Westen, haben die Amerikaner das Feuerholz aufgeschichtet, das Putin durch seinen Einmarsch in Brand steckte?

Orbán: Als ich Präsident Putin zum letzten Mal traf, zwei Wochen vor Kriegsbeginn in Moskau, an diesem absurd, absurd langen Tisch, an dem man einen olympischen Dreisprung-Wettbewerb durchführen könnte, fragte ich ihn: Ist für Sie die Nato-Mitgliedschaft Ungarns ein Problem? Fordern Sie von Ungarn, die Nato zu verlassen? Ich sagte ihm, wir sollten das gleich zu Beginn klären. Er antwortete, Ungarns Nato-Mitgliedschaft sei kein Problem, nur eine ukrainische und eine georgische. Sein Problem, sagte er mir weiter, seien die bereits installierten US-Raketengruppen in Rumänien und Polen sowie ein möglicher Vorstoß der Nato in die Ukraine, nach Georgien, um dort Waffen zu stationieren. Ausserdem hätten die Amerikaner wichtige Abrüstungsverträge gekündigt. Deshalb könne er in der Nacht nicht mehr ruhig schlafen. Der deutsche FDP-Politiker Otto Graf Lambsdorff war mein aussenpolitischer Mentor. Er machte mich auf den Unterschied zwischen Verstehen und Akzeptieren aufmerksam. Ich verstehe, was Putin gesagt hat. Aber ich akzeptiere nicht, was er getan hat.

Weltwoche: Welchen Eindruck hatten Sie von Putin? Was ist er heute für ein Mann? Wo steht er in seinem Leben?

Orbán: Ich kenne Putin seit über einem Jahrzehnt. Bis zum Ausbruch des Krieges trafen wir

uns jedes Jahr. Er ist der Mann, der Russland mit all den Atomwaffen, mit seinen Abermillionen Menschen und unendlichen Weiten tatsächlich führt. Er ist der Chef, er kontrolliert, so weit möglich, dieses gewaltige Land über elf Zeitzonen. Die Ungarn sagen: Das ist ein anderes Café, eine andere Gewichtsklasse.

Weltwoche: Hat sich Putin über die Jahre verändert?

Orbán: Ich habe keine Veränderung zum Schlechten wahrgenommen. Putin sagte immer, was er wollte, und er war nie glücklich, wenn ich seinen Wünschen widersprach. Ich musste immer um unseren ungarischen Standpunkt kämpfen, aber man konnte mit ihm vernünftige Lösungen finden. Und wenn wir uns auf etwas geeinigt hatten, hielt er sich daran.

Weltwoche: Ist Putin gefährlich?

Orbán: Russland ist immer gefährlich. Und Russland kann nur von einem Zaren geführt werden. Russland ist eine andere Zivilisation. Europäische politische Massstäbe funktionieren da nicht. Das wussten alle russischen Herrscher, zurück bis ins 15. Jahrhundert. Es ist egal, ob uns das gefällt oder nicht. Wir müssen einen Weg finden, mit einer grossen, gefährlichen Kraft wie Russland in unserer Nachbarschaft zusammenzuleben.

Weltwoche: Ist Putin im Begriff, sein Land mit diesem Krieg in den Untergang zu führen?

Orbán: Das glaube ich nicht. Putin führt sein Land nicht ins Elend. Die nächsten zwei, drei Jahre könnten schwierig werden für Russland, dann geht es wieder aufwärts. Die Russen sind lernfähig, sie können sich anpassen, auch widrigsten Umständen. Man darf sie nie unterschätzen.

Weltwoche: Was passiert, wenn Russland diesen Krieg verliert?

Orbán: Das möchte ich mir nicht ausmalen. Russland ist eine Atommacht. Es wäre eine geopolitische Erschütterung, ein Gross-Erdbeben von globalen Ausmassen, potenziell verheerend, viel schlimmer als die Implosion Jugoslawiens. Allein die Tatsache, dass man solche Szenarien im Westen mittlerweile auf die leichte Schulter nimmt, zeugt von einer beunruhigenden, ja erschreckenden Distanz zur Wirklichkeit, einer Blindheit gegenüber den Risiken der eigenen Politik.

Weltwoche: Mein Eindruck ist, die Russen sind melancholische Italiener. Haben die Russen einen Minderwertigkeitskomplex, daher rührend, dass sie, eine europäische Zivilisation, jahrhundertlang von asiatischen Steppenvölkern beherrscht wurden? Daher sehnen sie sich heute nach europäischer Anerkennung – und reagieren sehr empfindlich, wenn ihnen diese verweigert wird.

Orbán: Diese Erfahrung habe ich nie gemacht. Aber ich bin ein Ungar, also ein Europäer östlicher Abstammung. Früher galten wir im Westen als blutrünstige, gnadenlose Hunnen.

Bei den Ungarn hat das nie Minderwertigkeitskomplexe ausgelöst. Im Gegenteil, es stärkte das Gefühl der Besonderheit. Ihr werdet nie sein wie wir, so lautete die Haltung.

Weltwoche: Wie würden Sie die Russen beschreiben?

Orbán: Die Russen sind ein Soldatenvolk. Das Gebot zum Gehorsam begleitet jeden Russen von Geburt an, kulturell gestärkt durch die Orthodoxie. Ein westlicher Politiker sagt, er mache Politik, damit die Bürger seiner Nation möglichst frei leben können. Der russische Politiker sagt, er habe die Aufgabe, sein Land zusammenzuhalten. Wir müssen uns auf diese Sichtweise einlassen, dann ist ein friedliches Miteinander

«Ich verstehe, was Putin gesagt hat. Aber ich akzeptiere nicht, was er getan hat.»

möglich. Das heisst auch, die eigenen Stärken hervorzuheben. Ein Soldatenvolk respektiert niemals ein schwaches Land.

Weltwoche: Was heisst das konkret für Europa?

Orbán: Wir müssen in der Lage sein, uns zu verteidigen. Wir, das heisst Europa. Eine europäische Nato wäre die Lösung. Das habe ich schon 2012 vorgeschlagen.

Weltwoche: Wie schaffen wir Frieden in der Ukraine?

Orbán: Der Frieden beginnt in den Herzen. Er muss den Kopf erreichen, der dann die Hand führt. Das ist die Reihenfolge: Man muss sich den Frieden wünschen, dann muss man ihn wollen, und dann muss man ihn machen. Heute fehlt schon der Wille, zumindest im Westen.

Weltwoche: Wie sieht es im Rest der Welt aus?

Orbán: Die Chinesen, die Inder, die Araber, die Türken, die Brasilianer wollen Frieden. Der Westen hat seine Fähigkeit verloren, die Welt hinter einer Sache zu vereinen. Seine philosophischen Prämissen sind räumlich begrenzt. Das ist eine neue Erfahrung.

Weltwoche: Was können Sie als ungarischer Regierungschef tun, um Frieden zu stiften?

Orbán: Die wichtigste Frage ist für mich: Was muss ich tun, um Ungarn aus diesem Konflikt herauszuhalten? Die nächste Frage lautet dann: Was kann ich für den Frieden in unserer Nachbarschaft tun? Wenn unsere Freunde und Verbündeten die Kriegshaltung ablegen wollen, dann sollen sie eine Alternative sehen. Mehr kann ein Land mit zehn Millionen Einwohnern nicht leisten.

Weltwoche: Was muss in den USA passieren? Werden sie ihre Politik ändern?

Orbán: Die ungarische Erfahrung ist eindeutig: Wenn in Washington die Demokraten an der Macht sind, gehen wir in Deckung. Die wollen uns immer ändern, so wie auch die Brüsseler Politiker. Sie wollen uns vorschreiben, wie



«Der Frieden beginnt in den Herzen»: Viktor Orbán.

wir mit Migration umgehen und wie wir unsere Kinder erziehen. Das ist respektlos. Wir sind ein erfolgreiches Land und leisten unseren Beitrag für Europa. Wir sind die Grenztruppen in den Burgen an den Rändern des Kontinents. Diese Arbeit wird nicht anerkannt. Darum warten wir darauf, dass unsere republikanischen Freunde wieder an die Macht kommen.

Weltwoche: Könnte ein Donald Trump, der «dealmaker», mit Putin einen «Deal» schaffen? Ist Donald Trump die letzte Friedenshoffnung der Welt?

Orbán: Nicht die letzte. Aber er ist eine Hoffnung.

Weltwoche: Könnte er den gordischen Knoten im Ukraine-Krieg durchtrennen?

Orbán: Er würde das wohl in ein paar Wochen tun.

Weltwoche: Die USA sind ein Imperium im relativen Niedergang. Die Zeiten der unipolaren Weltbeherrschung sind vorbei. Neue Mächte streben auf, unter anderem China. Was bedeutet das?

Orbán: Eben ist eine Untersuchung erschienen, ich glaube, in Harvard. Sie versucht die Frage zu beantworten, wie einst weltbeherrschende Imperien mit ihrem Machtverlust umgegangen sind, mit dem Abstieg von Platz eins auf Platz zwei. In zwölf von sechzehn Fällen in den letzten 500 Jahren gab es Krieg. Imperien treten nur ungern zurück ins zweite Glied.

Weltwoche: Die Prediger der Globalisierung und des Freihandels, die sich jedes Jahr am World Economic Forum in Davos treffen, haben ein neues Evangelium. Es heisst: Entkoppelung. Wir sind die Guten, das sind die Bösen, und mit denen dürfen wir nicht mehr zusammenarbeiten. Steuern wir auf ein neues Mittelalter der Abschottung, des Rückzugs auf die Scholle, auf ein Ende des Freihandels zu?

Orbán: Für Ungarn ist das eine ernste Gefahr. Wir sind ein exportorientiertes Land. 85 Prozent unseres Bruttoinlandsprodukts entfallen auf den Export. Wir haben wesentliche Beziehungen in den Osten, kulturell, wirtschaftlich. Eine Entkoppelung wäre für Ungarn der Tod. Aber ich denke, auch für Deutschland.

Weltwoche: Und für die Schweiz.

Orbán: Dann muss man sich zeitig melden. Man muss sagen: In die Richtung gehen

«Wenn wir dort wären, wo die Schweiz ist, wären wir auch neutral. Das ist ein Schweizer Luxus.»

wir nicht. Sonst wird man weggefegt. Diese Erfahrung mache ich seit dreissig Jahren.

Weltwoche: Man könnte sagen, die Ideologie gewinnt nie gegen die Wirklichkeit. Politiker und Ideologen wollen die Entkoppelung, aber die Menschen und die Wirtschaft sind stärker.

Orbán: Unterschätzen wir nicht die Kraft der Ideologie. Es mag sein, dass am Ende die Wirklichkeit gewinnt, aber dieses Ende kann sehr lange auf sich warten lassen. Das sehen wir in der Geschichte Ungarns. Wir wussten immer, dass das sozialistische System zum Tode verurteilt war. Aber bis es zusammenbrach, dauerte es Jahrzehnte. Fünfzig Lebensjahre meiner Eltern sind draufgegangen, 26 meiner Lebensjahre.

Weltwoche: Was ist die Bedeutung der Schweiz für die Welt?

Orbán: Die Schweiz ist wichtig. Wir verstehen zwar nicht ganz, was sich dort ereignet. Aber wir wissen, dass es sie gibt. Und wir wissen, dass sie so ist, wie sie sein möchte. Gleichzeitig ist sie nicht isoliert. Das Bewahren der eigenen Identität führt also nicht zwangsläufig zu Provinzialismus. Die Schweiz ist ein wichtiges Positivbeispiel.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Schweizer Neutralität?

Orbán: Da haben Sie Glück. Wenn wir dort wären, wo die Schweiz ist, wären wir auch neutral. Das ist ein Schweizer Luxus. Uns steht das nicht zu.

Weltwoche: Was ist in Ihren Augen die grösste Gefahr der unkontrollierten Zuwanderung?

Orbán: Kurzfristig: öffentliche Sicherheit und Terrorismus. Mittelfristig: wirtschaftliche Einbussen. Langfristig: dass man sein eigenes Land nicht mehr erkennt, dass man sein eigenes Land verliert.

Weltwoche: Wo sehen Sie die grösste Gefahr der Genderideologie?

Orbán: Wenn man Kinder hat, weiss man genau, dass das Alter zwischen vierzehn und achtzehn schwierig ist. Die Kinder müssen in die Welt hereinwachsen. In dieser Zeit müssen wir ihre Identität stärken, nicht schwächen und verunsichern, wie das die Genderideologen tun. Damit machen sie unsere Kinder kaputt. Unwiderruflich, unumkehrbar. Dazu haben sie kein Recht.

Weltwoche: Der frühere EU-Kommissionschef Jean-Claude Juncker begrüsst Sie einmal mit den Worten: «Hello, dictator!» Nehmen wir an, Sie seien für einen Tag der Diktator der EU. Was würden Sie tun?

Orbán: Ich würde tun, was Herr Juncker gerne tat: Ich würde mich betrinken. Zum Glück besteht die Möglichkeit nicht. Es gibt ein gutes Handbuch, zusammengestellt vom früheren bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber. Er beschreibt, wie sich die EU auf der Grundlage der Subsidiarität neu organisieren liesse. Es fehlt nicht am Wissen, sondern an der Absicht.

Weltwoche: Was wäre die wichtigste Massnahme?

Orbán: Alle Befugnisse, die sich die EU angemasst hat, ohne Mandat der Mitgliedstaaten, müssen zurück an die Mitgliedstaaten.

Weltwoche: In der Schweiz hat man die direkte Demokratie nie von oben eingeführt. Das Volk musste sie immer von unten durchdrücken.

Orbán: Das ist eine schwierige Frage. Ist Europa in der Lage, sich zu erneuern, oder braucht es dazu einen Kataklysmus? Es wäre schön, die Antwort zu kennen.

Weltwoche: Was tun Sie in Momenten der Verzweiflung?

Orbán: Ich gehe nach Hause.

Weltwoche: Wer ist Ihr Lieblingsschriftsteller?

Orbán: Ungarn, die Sie nicht kennen.

Weltwoche: Was ist die beste Nachricht der Gegenwart?

Orbán: Dass man Leben ausserhalb der Erde findet.

Weltwoche: Was gibt Ihnen Hoffnung?

Orbán: Meine Kinder.



AdobeStock © Eric Issel



fotolia.com © Dirk Oesterreich

fotolia.com © Carsten Krüger

VIP-Spezialreise «Tansanias wilde Weite»

Tansania – das ist Afrika pur

Safaris, Pirschfahrten, Naturspaziergänge und Wildbeobachtungen: Auf unserer 13-tägigen Exkursion durch Tansania erleben wir alles, was eine wirkliche Traumreise ausmacht. Wir tauchen ein in die unendliche Weite der Serengeti und lassen uns von der faszinierenden Kultur der ostafrikanischen Stämme in den Bann ziehen.

Erste Station nach der Landung im Kilimanjaro-Airport ist unser Hotel im malerischen Städtchen Arusha auf 1400 Meter Höhe, knapp 90 Kilometer südwestlich des Gipfels des Kilimandscharo-Massivs. Im Arusha-Nationalpark brechen wir zur Wildtiersafari auf und lassen uns bei einem Naturspaziergang auf den Mount Meru und beim Picknick von der Flora und Fauna des Landes verzaubern. Weiter geht's zum Tarangire-Nationalpark, wo wir uns auf die erste Pirschfahrt begeben. Spätestens jetzt – auf der Suche nach Elefanten, Leoparden und anderen Wildtieren – sind wir im Safari-Himmel angekommen.

Das nächste Abenteuer führt uns ins Ngorongoro-Hochland. Bald darauf machen wir uns auf den Weg zum Camp in der Serengeti. Unterwegs machen wir einen Abstecher durch die abgelegene Ndutu-Region, wo wir erneut unzähligen Wildtieren begegnen.

Die nächsten Tage stehen im Zeichen des grössten und bekanntesten Tier- und Naturschutzgebietes der Welt – des Serengeti-Nationalparks. Neugierig und mit grosser Vorfreude machen wir uns auf die Suche nach den «Big Five».

Bereichert mit unvergesslichen Eindrücken, setzen wir unsere faszinierende Reise fort. Uns

erwartet ein Besuch der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt in Seronera. Wir erleben die Olduvai-Schlucht, die als Wiege der Menschheit gilt, und besuchen ein Massai-Dorf.

Im Ngorongoro-Schutzgebiet, das von der Unesco zum WeltNaturerbe ernannt wurde und als «achtes Weltwunder» bezeichnet wird, steigen wir hinab in den grössten Vulkankrater der Erde. Neben Löwen, Elefanten, Gnus und Zebras leben dort auch die seltenen Spitzmaulnashörner.

Am Eyasisee treffen wir auf das Hirtenvolk der Datoga sowie auf den Stamm der Hadza. Auf der Jagd mit den letzten Buschmännern Ostafrikas erfahren wir mehr über das Fährtenlesen und die Kraft der Heilpflanzen. Wir lassen uns inspirieren von der Lebensfreude und der Kultur, die schon unsere Vorfahren prägte. Zusätzlich besteht die Möglichkeit, die weissen Sandstrände der sagenhaften Gewürzinsel Sansibar individuell zu erkunden.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Exklusives Leserangebot:

VIP-Spezialreise «Tansanias wilde Weite»

Reisetermin:
6. bis 18. November 2023

Leistungen:

- 1 Übernachtung im 4-Sterne-Hotel «Dorint», Flughafen Zürich
- Swiss-Flug Zürich–Kilimanjaro Airport–Zürich
- Alle Fahrten und Transfers
- 11 Übernachtungen in Hotels, Lodges oder Camps
- Täglich Frühstück, 10 Mittagessen, 12 Abendessen
- Ausflüge und Eintritte gemäss Programm
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung
- Visum Tansania für Schweizer, inkl. Beantragung

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 7980.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 8380.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 950.–
Ermässigung ohne Übernachtung am Flughafen: Fr. 100.–

Verlängerungspaket «Sansibar»:

- Flug Arusha–Sansibar–Arusha
- 7 Übernachtungen mit Frühstück
- 7 Abendessen

Preis (p. Pers. im DZ): Fr. 1990.–
Im Einzelzimmer: Fr. 2350.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Frühlingserwachen

Im Grunde wünsche ich mir das Unmögliche, einen ewigen Sieg des Werdens über das Vergehen.



Für ein paar Wochen scheint die Welt von einer neuen Sauberkeit, frisch und unverwundbar.

Von all den Wanderungen auf den Strömen und Wegen der Zeit ist jene des Frühlings eine der grossartigsten und heitersten. Wie sich die Sonne aufmacht tief im Südwesten und jenseits des Äquators, über das Meer schwebt und dann in Portugal auf Land trifft. Vierzig Kilometer jeden Tag gelangt sie in Richtung Norden, und dann ist er da, der Frühling, der Zenit der Sonne überquert den Äquator, es ist der 21. März, und Tag und Nacht sollen auf der ganzen Erdkugel gleich lang sein, auch wenn ich mir das nicht vorstellen kann; Frühlings-äquinoktium.

Es gibt offiziell drei Frühlingsanfänge; den meteorologischen, der ist am 1. März, den astronomischen, in der Regel am 19., 20. oder 21. März, und den phänomenologischen, der dann ist, wenn die Frühlingsblüher, wie man die nennt, also die Schneeglöckchen, die Haselnusstauden, die Salweiden und die Forsythien und so weiter, mit ihren Blüten kleine Gemälde auf die grosse Leinwand der Welt malen. «Schneeglöckchen», dichtete Erich Kästner, «ahnen nun, was sie bedeuten. Wenn du die Augen schliesst, hörst du sie läuten.»

Der vierte Frühlingsanfang ist jener im Kopf. Dieses Jahr hatte ich ihn schon im Winter. Ich sass auf einer Terrasse in einem Engadiner Bergrestaurant, eingebettet in einen unglaublichen Wintersommer, der Himmel war von diesem ozeanhaften Blau des Lapislazuli, und in der Seele herrschte, ich kann es nur einfach sagen, die monumentale Stille der Berge. Die

Sonne brannte, das Holz des Chalets begann zu atmen und zu riechen; Halme, wenn auch die aus dem letzten Jahr, aber das spielte keine Rolle, drangen aus der dünnen Schneeschicht; es war einer dieser vergänglichen Momente voller Unsterblichkeit. Glück.

Es mag sein, dass das Ich immer mehrere sind, sicher ist aber, dass der Mensch, zumindest in unseren Breitengraden, ein Wesen ist, das vier Jahreszeiten in sich trägt; er ist Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Wintermensch. Deshalb auch vermissen die meisten, die sich von hier aufgemacht haben in die Tropen, um in der wuchernden Gleichmut des ewigen Grüns die eigene Sonne zu finden, nichts so sehr wie die Jahreszeiten.

Von all den Jahreszeiten-Stadien des Seins ist mir der Frühlingsmensch am liebsten, auch wenn ich die Stille am Wintermenschen mag, das stets ein wenig Kochende am Sommermenschen und die vielfarbige Melancholie des Herbstmenschen. Nichts hat so viel Kraft, so viel Wunder wie der Frühling. Während seiner Zeit taut jedes eingefrorene Leben wieder auf. Es ist ein kleines Wunder, und selbstverspielt, zusehends verschwenderisch und selbstverliebt sind seine Schritte, leicht, wie kleine helle Wolken im Wind. Für ein paar Wochen scheint die Welt von einer neuen Sauberkeit, frisch und unverwundbar.

Der Frühling ist das Ende jener kleinen Isolationshaft, die jeder Winter ist. Ist die Zeit,

in der Hoffnungen spriessen wie Blüten, die vielleicht zu Früchten werden, bevor sie verfaulen, auf den Boden prallen, zerplatzen und sich auflösen.

Meine Hoffnungen als Frühlingsmensch sind viel kleiner, als der Frühling gross ist. Ein paar Hoffnungsblüten sollten befruchtet werden. Das würde schon reichen. Ich glaube, ich hoffe auf Einklang, mit den grossen und kleinen Dingen, mit mir selbst, mit meinem Leben. Ich wünschte mir die Fraglosigkeit dieses Werdens im Frühling, das keinen Gedanken an die Vergänglichkeit verschwendet, obwohl es sie schon in sich trägt. Ich wünschte mir einen Weltenlauf, der nicht anbrandet jeden Tag gegen das poröse Kleingebirge meiner Seele, einen, der einmal zur Abwechslung so leise rauscht, dass er nicht das Singen der Vögel übertüncht.

Im Grunde wünsche ich mir das Unmögliche, einen ewigen Sieg des Werdens über das Vergehen, diese Leichtigkeit, diese doch brüchige Schönheit, dass das alles länger hält, als eine Biene braucht, um ein wenig Pollen aus dem Kelch einer Blume aufzunehmen.

Aber jetzt in diesen Tagen, an denen sich der Frühling aufgemacht hat zu seiner Reise und mit ihm die wärmende Luft, in der die Vögel mitschweben, sitze ich hier, im Garten, auf Parkbänken, in Wirtshäusern, fühle, wie die winterliche Frostigkeit sich auflöst und die kleinen Melancholien wegschmelzen wie der letzte Schnee.

PERSONENKONTROLLE

Cassis, Sunak, Johnson, Badran, Wermuth, Meyer, Tschudi, Martin, Gasser, Cologne, Söder



Völlig losgelöst: Jacqueline Badran.

Ignazio Cassis, Glücksbringer, redete über etwas, was seine Landsleute selten tun – über Geld. Der Aussenminister gab bekannt, wie viel er für die Ukraine gespendet hat. Am Samstag der Glückskette habe er 5000 Franken einbezahlt, erzählte der Freisinnige der *Aargauer Zeitung*. Wer jetzt denkt, wie grosszügig sich der Tessiner zeigte, muss die Relationen wahren. Bei einem Monatssalär von rund 40 000 Franken lässt sich eine solche Zuwendung natürlich leichter verkraften als für Menschen mit «normalen» Salären. (odm)

Rishi Sunak, Strahlemann, hat geschafft, was Vorvorgänger **Boris Johnson** vermasselte: einen funktionierenden Brexit. Der Premierminister hat eine Lösung für den Status von Nordirland mit der EU ausgehandelt. Jetzt muss er den Deal nur noch den Nordiren verkaufen. Zum Aufatmen ist es also noch zu früh. (ky.)

Jacqueline Badran, letzte Instanz in Steuerfragen, sieht ihre Glaubwürdigkeit dahinschwimmen. Bei der letzten SP-Delegiertenversammlung konnte sie ihre Basis nicht von der OECD-Mindeststeuerreform überzeugen. Das bringt nun die SP-Vizepräsidentin und ihre Chefs, die Co-Präsidenten der SP, **Cédric Wermuth** und **Mattea Meyer**, etwas in Verlegenheit. Die Genossen wollten nämlich mit den Mehreinnahmen aus dieser Reform neue Subventionen für die externe Kinderbetreuung finanzieren. Die *NZZ* höhnte deshalb, bei der SP wisse die Linke nicht, was die Linke tue. Es kommt aber auch Sehnsucht auf nach Zeiten, wo man noch halbwegs wusste, was die Genossen eigentlich wollen. (hmo)

Gilles Tschudi, Schauspieler, ehrt die Geschichte der Stadt Neuenburg. Zum Gedenktag der



Strahlemann: Rishi Sunak.

Revolution am 1. März 1848 steht der 65-jährige Basler unter der Regie seines Sohnes Raphaël Tschudi mit **Carine Martin** auf der Bühne. Im Stück «La démocratie en procès 1848» von Orane Burri. Premiere der Tour durch den ganzen Kanton Neuenburg ist am 10. März im Schloss Valangin. «Es ist wichtig in der heutigen Zeit, sich an die Ursprünge unserer Demokratie zu erinnern», hält Tschudi fest. (ah)

Roby Gasser, Direktor des Freizeitparks Connyland, hat tief ins Portemonnaie gegriffen. Auf einer Fläche von 5000 Quadratmetern wird im Lipperswiler Park bis zur Saisonöffnung am 31. März gebaut. Es entstehen unter anderem eine Experimentierwerkstatt eines «Crazy Professors» und ein Turm, ähnlich einem mittelalterlichen Bollwerk. Gasser: «Es ist eine der grössten Investitionen in unserer Geschichte.» In den aktuellen Zeiten lässt man sich gerne unterhalten. (ah)

Dario Cologne, Sportstar, geniesst nach seinem Rücktritt aus dem Spitzensport die neu gewonnene Freizeit mit seiner 32-jährigen Ehefrau Laura und Söhnchen Leano, ein Jahr alt. Seit zwei Jahren ist der 36-jährige Bündner mit der Davoserin verheiratet. 2021 krönte der Bub ihre Liebe. «Wenn ich mal nicht so gut drauf bin und er mich anlacht, ist alles vergessen», sagt SRF-Langlaufexperte Cologne über sein Papi Glück. (ah)

Markus Söder, Ober-Bayer, verschonte bei seinem Auftritt beim Politischen Aschermittwoch die SPD. Doch damit zeigte Bayerns Regierungschef weniger Höflichkeit als Verachtung. Denn vor den Wahlen im Herbst steuern die Sozialdemokraten mit unter 10 Prozent in die Bedeutungslosigkeit. (ky.)



INSIDE WASHINGTON

Fragwürdiger Pandemie-Titan

Dr. Anthony Fauci, dem ehemaligen Direktor des Nationalen Instituts für Allergien und Infektionskrankheiten, bläst der Wind von Wuhan ins Gesicht. Wie am Wochenende das *Wall Street Journal* meldete, verfügt das Energieministerium über neue Erkenntnisse, die den Schluss zulassen, dass das Coronavirus höchstwahrscheinlich aus einem chinesischen Labor entwichen ist.

Fauci hat in den ersten Monaten der Pandemie die Labortheorie wiederholt zurückgewiesen, und seine fieberhaften Versuche, Kritik abzuwimmeln, erscheinen nun bestenfalls als kurzsichtig. Republikaner vermuten jedoch, seine Haltung könnte etwas viel Besorgniserregenderes verraten – dass der Titan des öffentlichen Gesundheitswesens seine grosse institutionelle Macht nutzte, um von seinem eigenen potenziellen Beitrag zur Pandemie abzulenken.

Republikanische Politiker sind fest entschlossen, mit ihrer neuen Mehrheit im Kongress Ermittlungen gegen Fauci sowie gegen das Institut für Virologie in Wuhan einzuleiten, das im Mittelpunkt dieser Katastrophe steht. Senator Josh Hawley fordert die Regierung auf, alle Dokumente freizugeben, die sich auf die Forschungsarbeit dieses Labors beziehen, das nach Ansicht vieler Republikaner zumindest teilweise durch amerikanische Steuergelder finanziert wurde.

Senator Hawley erklärte gegenüber Fox News: «Fast drei Jahre lang wurde jedermann, der die Frage stellte, ob Covid-19 aus einem Labor stamme, mundtot gemacht und als Verschwörungstheoretiker gebrandmarkt. Inzwischen zeigt sich, dass diese klugen Skeptiker recht hatten.»

Anthony Fauci hat einmal gesagt, dass er für die reine Wissenschaft stehe und Kritik an seiner Arbeit «gefährlich» sei. Für Republikaner ist diese Überheblichkeit inakzeptabel.

Amy Holmes

MÖRGELI

Joe Biden, Politiker statt Staatsmann

Die westlichen Journalisten überschlugen sich vor Begeisterung über den Besuch Joe Bidens bei Wolodymyr Selenskyj in Kiew. Dass der amerikanische Präsident auf der Flugzeugtreppe stolperte und hinfiel, übersahen sie genauso geflissentlich wie die Tatsache, dass er seine Rede vom riesigen Teleprompter ablas. Vergessen scheint auch, dass Joe Bidens Sohn Hunter mit Wissen seines Vaters sehr viel Geld von einem ukrainischen Gas-Oligarchen entgegengenommen hat.

Biden habe mit diesem Blitzbesuch dem russischen Präsidenten Wladimir Putin die Show gestohlen – so lautete übereinstimmend das Urteil der europäischen Medien. Welch ein Unsinn. Was wie ein wirkungsmächtiger Propaganda-Coup zugunsten der ukrainischen und amerikanischen Sache aussieht, ist in Wirklichkeit das Gegenteil. Bidens Solidaritätsgeste spielt niemandem mehr in die Hände als eben diesem verhassten Putin. Dieser konnte nämlich kurz darauf in seiner Rede mit Fug und Recht behaupten: Es geht in Wirklichkeit gar nicht um einen Ukraine-Krieg, sondern um eine globalstrategische Auseinandersetzung mit den USA. Die Vereinigten Staaten, so Putin, hätten nichts anderes im Sinn, als Russland kaputtzumachen.

Was im Westen imponiert haben mag, nahmen auch die Chinesen analytisch-kühl zur Kenntnis: Die USA hätten ihr Schicksal auf Gedeih und Verderb an die Ukraine gekettet und wollten Russland mit allen Mitteln eine Niederlage bereiten. Was den alleinigen globalen amerikanischen Führungsanspruch zementieren würde. Diesen aber will China nicht hinnehmen. Der Besuch Bidens in Kiew treibt Peking letztlich ins Lager von Moskau.

Schwache Politiker ziehen die kurzfristige Wirkung an der Heimfront den langfristigen Überlegungen vor. Sie wollen den raschen Propaganda-Coup, um sich den momentanen Applaus im eigenen Lager zu sichern. Starke Politiker schauen über den Tellerrand und überlegen sich die langfristigen Folgen ihres Tuns. Allzu viele denken ans Essen, allzu wenige ans Geschirrspülen. Ein wirklicher Staatsmann muss oft zweimal nachdenken. Bevor er nichts tut.

Christoph Mörgeli

Antisemitische Bildung mit Schweizer Geld

Bern zahlt weiterhin Millionen an eine Institution, die gewaltverherrlichendes, hetzerisches Schulmaterial erstellt.

Marcus Sheff

Der Bundesrat hat im Dezember 2022 angekündigt, die Eidgenossenschaft werde die United Nations Relief and Works Agency (UNRWA), das Hilfswerk der Uno für Palästinaflüchtlinge, für die Jahre 2023/24 erneut mit vierzig Millionen Franken unterstützen. Damit nehme die Schweiz «weiterhin Einfluss auf die Politik und Arbeitsweise der UNRWA». Diese Einrichtung trage unter anderem dazu bei, das Risiko einer Radikalisierung junger Menschen zu reduzieren.

Festzuhalten ist zunächst, dass die UNRWA vorwiegend Schulbücher der palästinensischen Autonomiebehörde verwendet, die gemäss einer von der EU veranlassten Studie von 2021 zu Hass und Gewalt gegen Juden und Israel aufrufen. Die UNRWA lässt sie trotzdem zu, weil sie angeblich der beruflichen Integration dienen. Angesichts problematischer Buchinhalte versuchte die UNRWA, zusätzlich eigenes Lehrmaterial als Mittel gegen die Indoktrination der Schülerschaft zu erstellen. Doch enthält auch dieses von der UNRWA selbst produzierte Schulungsmaterial politische Indoktrination.

Fehlende Transparenz

Dies zeigt ein neuer Bericht von Impact-se, einem Forschungsinstitut, das Bildungsmaterialien weltweit analysiert, um Unesco-Standards zu unterstützen. So hat die UNRWA 2022 eigene Bildungsmaterialien produziert, die Antisemitismus fördern, zu Gewalt aufrufen und den Dschihad verherrlichen.

Analysiert wurde dabei umfangreiches Material. Dieses enthält Arbeitsblätter, Lernübungen und Prüfungen, die von Bildungsabteilungen und Mitarbeitern der UNRWA erstellt und genehmigt worden sind. Auffällig ist, dass dieses Material nicht im eigens für diesen Zweck eingerichteten Bildungsportal der UNRWA ersichtlich ist. Diese Fakten decken sich nicht mit der Erklärung des EDA vom Mai 2022, laut der die UNRWA sicherstelle, dass jeder Satz überprüft werde. Beweise – auch bezüglich Anweisungen an Lehrer, wie problematisches Material zu vermeiden sei – liegen dem Bundesrat nicht vor, oder er will sie nicht offenlegen. Es liege im Er-

messen der UNRWA, wieweit interne Dokumente publiziert würden, heisst es. Dies widerspricht dem Bundesratsbericht vom Oktober 2020, der die rasche Umsetzung von Massnahmen wie «transparente Arbeitsabläufe, wirkungsvolle Kontrollen» und auch eine «transparente Kommunikationskultur» forderte.

Es ist nicht das erste Mal, dass die UNRWA problematische Lehrmaterialien herstellt. Schon 2021 gab UNRWA-Leiter Philippe Lazzarini, bezogen auf frühere kritische Berichte von Impact-se, zu, UNRWA-Lehrer hätten angeblich «irrtümlich» unangemessenes Material hergestellt und an Tausende von Schülern verteilt. Oder er behauptete, die Blätter würden – obwohl offensichtlich in Klassenräumen verwendet – nicht von der UNRWA stammen.

Marcus Sheff ist CEO des Forschungsinstituts für Bildungsmaterialien Impact-se.

liebe ist...



... wenn er ständig in deinen Kopf hineinwill.

China und die Ukraine

Der Waffenstillstand im Korea-Krieg als Blaupause, die es jetzt braucht?



Der *Tagi*-Redaktor und Umweltfreund Stefan Häne hatte letzten Freitag nicht seinen besten Tag. Er bezeichnete mich als «Sonnenkönig», der Volksabstimmungen verhindern wolle.

Mein Leser-Kommentar: «Sich zuerst informieren. Und dann kommentieren. Die Oberwalliser Linke war im Walliser Grossen Rat nicht gegen eine Volksabstimmung. Das Gegenteil ist richtig: Sie wollte die Vorlage dem obligatorischen Referendum unterstellen. So wie ich auch. Schade nur, dass die Grünen – zu meinem Bedauern – schweizerisch kein Referendum ergriffen haben. Grengiols wird abstimmen. Das Wallis wird abstimmen. Die Schweiz würde abstimmen können, wenn die Grünen dies gewollt hätten ... Das Walliser Gesetz ist so gut, dass es die anderen Kantone kopieren sollten. Damit es bis zu den Wahlen im Herbst überall zu Volksabstimmungen kommt. Nichts lieber als das. Die Debatten werden zeigen, dass die Vorschläge der Grünen leider absolut unbrauchbar sind. Sie sind Steilvorlagen für die Freunde der Atomenergie ...»

Nix Polemik und nix unter der Gürtellinie. Trotzdem folgende Antwort: «Leider müssen wir Ihnen jedoch mitteilen, dass Ihr Kommentar nicht veröffentlicht werden kann. Um einen angenehmen, sachlichen und fairen Umgang miteinander zu gewährleisten, publizieren wir keine Beiträge, die sich im Ton vergreifen. Dazu gehört die Verwendung von polemischen und beleidigenden Ausdrücken. Ebenso persönliche Angriffe auf andere Diskussionsteilnehmer sowie Dritte oder auch ein grundsätzlicher Ton <unter der Gürtellinie> ...»

Wenden wir uns ernsteren Themen zu.

Was geschieht ökonomisch und ökologisch, wenn sich die Chinesen mit ihrem Plan, der vielleicht gar nicht so falsch ist, durchsetzen sollten? Immerhin haben sie diesen vorgängig mit dem Aggressor Putin abgestimmt. Und Selenskyj will Peking besuchen. Die Kernpunkte:

Erstens braucht es subito eine Waffenruhe. Gut so. Zweitens müssen die Sanktionen gegen Russland aufgehoben werden. Spielt keine grosse Rolle, da diese vorab dem Westen und somit auch der Schweiz schaden. Schlicht und einfach, weil Länder wie China, Indien, Brasilien und Indonesien nicht mitmachen. Drittens muss die Ukraine, die Kornkammer Europas, wie-

Erstens braucht es subito eine Waffenruhe. Zweitens müssen die Sanktionen aufgehoben werden.

der Getreide liefern können. Afrika kann aufatmen. Und viertens sollen sich Russland und die Ukraine an den Verhandlungstisch setzen. Kann ja nie schaden.

Ein Blick nach Korea lohnt sich: Zu einem Waffenstillstand kam es 1953 erst, als der Massenmörder Stalin Druck auf die Chinesen ausübte, einem solchen zuzustimmen. Aus Angst vor einem Atomkrieg, den die amerikanischen Generäle forderten. Einen Friedensvertrag gibt es bis heute nicht. Ist aus westlicher Sicht trotz allem halb so schlimm: Südkorea boomt, wie die Ukraine boomen wird. Nordkorea geht es gar nicht gut. So wie es der Krim

und den völkerrechtswidrig besetzten Gebieten nach einem Waffenstillstand ergehen wird.

Wenn Gas, Öl, Dünger und seltene Erden aus Russland wieder in Richtung Europa exportiert werden können, werden die heutigen Gaspreise noch einmal halbiert. Unabhängig davon, woher die Länder Europas künftig ihr Erdgas beziehen. Diversifikation ist das Gebot der Zukunft. Der Markt macht den Preis. Eine Strommangellage ist vom Tisch. Genauso wie der Druck auf das sinnvolle Energiesparen wegen des fehlenden Strompreisdeckels in der Schweiz.

Ist das Kapital ein scheues Reh? Antizipiert die Börse künftige Entwicklungen? Die Aktienkurse unserer Kriegsgewinnler Glencore, Shell, Axpo, Alpiq und Co. werden in den Keller sausen.

Sinkende Energie- und Düngerpreise bedeuten sinkende Inflation. Sinkende Inflation bringt nominal sinkende Zinsen mit sich. Thomas Jordan könnte die Beine hochlagern. Magerwachstum und Rezession wären erst mal weg vom Fenster. Die Wirtschaft, die sich beim Wiederaufbau der Ukraine zusätzlich eine goldene Nase verdienen kann, würde boomen.

Und unsere Grünen wären alle Sorgen los. Sie könnten wieder gegen alle Projekte Einsprache erheben. Weil die Schweiz im Winter wieder genügend Strom importieren könnte. Vorab weil Deutschland den Anteil von erneuerbaren Energien an der Stromproduktion bis 2030 auf 80 Prozent steigern wird.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Achtung, die Nordafrikaner kommen

Junge Männer aus Algerien, Tunesien und Marokko fluten das Schweizer Asylsystem. Sie fallen durch ihre enorme Kriminalitätsrate auf, sind gewalttätig und belästigen Frauen.

Philipp Gut

In der aktuellen Asylstatistik sind Nordafrikaner auf den vordersten Plätzen zu finden, ihre Gesuche nehmen stark zu. Im Januar 2023 verlangten 2523 Personen Asyl in der Schweiz, das sind fast doppelt so viele wie im Januar vor einem Jahr. Wichtigste Herkunftsländer waren gemäss dem Staatssekretariat für Migration (SEM) Afghanistan (794 Gesuche) und die Türkei (507). Dahinter folgen bereits Algerien mit 198 und Marokko mit 152 Gesuchen. Damit liegen die beiden Maghrebstaaten noch vor dem langjährigen Spitzenreiter Eritrea. Algerien (plus 77) und Marokko (plus 56) verzeichnen überdies den stärksten Anstieg aller Länder im Vergleich zum Dezember.

Dieser Trend bahnte sich bereits im vergangenen Jahr an, insbesondere bei den Algeriern. In der Jahresbilanz 2022 liegen sie auf Platz vier, hinter Afghanistan, der Türkei und Eritrea. Auffällig ist bei ihnen der hohe Anteil der sogenannten Primärgesuche, also von Personen, die ihren Asylantrag unabhängig von (verwandten) Landsleuten stellen, die bereits in der Schweiz leben. Dies deutet auf eine hohe Zuwanderungsdynamik aus Algerien hin – und darauf, dass die Chancen für Algerier, regulär in der Schweiz zu bleiben, gering sind. Auf An-

frage der *Weltwoche* teilt das SEM mit, dass die Anerkennungsquote für die Maghrebstaaten zwischen 0,6 und 0,9 Prozent beträgt. Weniger als jeder hundertste Asylbewerber aus Nordafrika wird also als Flüchtling anerkannt.

Asylheime als Räuberneste

Damit wir vor lauter statistischem Kleinholz den Wald nicht übersehen, müssen wir auch die Gesamtzahlen in den Blick nehmen: Im Jahr 2022 wurden in der Schweiz 24 511 Asylgesuche gestellt, das sind fast 10 000 mehr als im Vorjahr – ein Anstieg von über 64 Prozent. Für das laufende Jahr rechnet das Staatssekretariat für Migration mit einem erneuten Zuwachs von rund 3000 Anträgen. Dabei herrscht bereits jetzt Asylnotstand. Von Seegräben (ZH) bis Windisch (AG) werden Mieter aus ihren Wohnungen geschmissen, um Asylbewerbern Platz zu machen.

Die Akzeptanz für solche drastischen Massnahmen auf Kosten der Schweizer Bevölkerung ist gering – und sie dürfte weiter schwinden, wenn der Zustrom aus Ländern wie Algerien, Marokko oder Tunesien anhält. Denn die maghrebinischen Asylbewerber – überwiegend junge Männer – sorgen immer wieder für negative Schlagzeilen. «Vor allem Nordafrikaner» machten Probleme, warnte der Gemeindepräsident von Lyss, Andreas Hegg (FDP), im Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) schon vor zwei Jahren. In der Region sei die Kriminalität stark gestiegen. Der Grund liegt im Bundesasylzentrum Kappelen-Lyss. Die Nordafrikaner wüssten genau, dass sie in der Schweiz nichts zu verlieren hätten, und seien oft «sehr arrogant, verlogen und frech». «Niemand unternimmt etwas. Die Polizei ist ohnmächtig», klagte der Gemeindepräsident.

Dasselbe Phänomen zeigt sich auch in anderen Regionen, so im Kanton Neuenburg. Ähnlich klingt es aus dem Dreiländereck: «Nordafrikanische Banden klauen E-Bikes in der Nordwestschweiz», titelte die *Basler Zeitung*. Auch jenseits der Grenze beschäftigen die «Flüchtlinge» aus dem Maghreb Polizei und Justiz. «Auffällig viele junge Männer aus

Nordafrika landen vor Freiburgs Gerichten», meldete Ende Januar 2023 die *Badische Zeitung*. Anfang Februar berichtete der *Focus* von «fünf Grosseinsätzen in 15 Stunden»: Kriminelle nordafrikanische Flüchtlinge brächten Freiburg «an die Grenzen», wie ein Regierungsvertreter sagte. Wie in der Schweiz dienen die Asylheime als Räubernest und Rückzugsort der Kriminellen.

Algerien an der Spitze

Diese anekdotische Evidenz einer überbordenden Kriminalität der nordafrikanischen Asylbewerber lässt sich untermauern, wie die jüngsten Daten des Bundesamtes für Statistik zeigen. Bei den verurteilten Ausländern ohne B- und C-Ausweis (also jenen, die nicht dauerhaft in der Schweiz leben) für ein Vergehen oder Verbrechen des Strafgesetzbuches ist Algerien auch in absoluten Zahlen an der Spitze und somit die kriminellste Nation. 2021 wurden 1185 Algerier in dieser Kategorie in der Schweiz verurteilt. Damit liegen sie deutlich vor den Franzosen (864) und den Rumänen (806).

Einen weiteren Beleg für die ausserordentliche Kriminalitätsrate der maghrebinischen und insbesondere der algerischen Zuwanderer liefert die Statistik der verurteilten Ausländer

Die Nordafrikaner wüssten genau, dass sie in der Schweiz nichts zu verlieren hätten.

mit B- und C-Ausweis (längerfristige Aufenthalts- oder unbefristete Niederlassungsbewilligung). Entgegen der verbreiteten Erklärung, die extreme Delinquenz der nordafrikanischen «Flüchtlinge» habe mit deren unsicheren Aussichten auf einen Verbleib in der Schweiz zu tun, sind auch die hier ansässigen Nordafrikaner weit überdurchschnittlich kriminell. Das zeigt die sogenannte Belastungsrate, welche die verurteilten Personen einer Nationalität in Bezug setzt zur Zahl der in der Schweiz anwesenden Landsleute und dies auf tausend Einwohner der Schweiz umrechnet. So



„Ich sagte 'Kartoffel'! Falls die Suppe zu salzig ist, kannst du eine Kartoffel mitkochen – nicht 'Pantoffel'!...“

haben die Algerier insgesamt eine Belastungsrate von 22 Promille (Tunesien 16,2, Marokko 14,2). Bei den algerischen Männern zwischen 18 und 29 Jahren beträgt sie sogar 62,5 Promille. Zum Vergleich: Eine Belastungsrate von über 20 haben nur ein paar andere afrikanische Staaten. Serbien hat eine Rate von 7,3, Schweden von 2,0, Irland von 0,7.

Generell gilt: Am häufigsten kriminell sind «Personen aus dem Asylbereich», wie die Studie «Migration und Kriminalität in der Schweiz» der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften aus dem Jahr 2020 festhält. In den Jahren 2015 bis 2019 lag die «Belastungszahl» von Asylbewerbern um rund das Neunfache über jener der Schweizer Bevölkerung. Und innerhalb dieser besonders kriminellen Gruppe der Asylbewerber nehmen wiederum die Nordafrikaner die Spitzenposition ein.

«Strukturen wie bei kriminellen Clans»

Dieses Bild zeigt sich international: Die jungen Männer aus dem Maghreb stellen «unter den Ausländern einen Grossteil derer, die kriminell sind, die als Gefährder gelten und Terroranschläge verüben», so die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. «Eindeutig» seien auch die Erkenntnisse der Kölner Silvesternacht von 2015: «Die Polizei identifizierte 153 Tatverdächtige. Unter ihnen befand sich ein Syrer; junge Männer aus Marokko und Algerien stellten mit 103 aber zwei Drittel.»

Der bekannte deutsche Kriminologe und ehemalige niedersächsische Justizminister Christian Pfeiffer (SPD) zeigte in einer 2018 veröffentlichten Analyse von Daten seines Bundeslandes, dass der Anteil von Nordafrikanern

unter den Flüchtlingen zwar nur 0,9 Prozent betrug, sie aber für über 17 Prozent der Gewalttaten von Flüchtlingen verantwortlich waren. Bei den Raubdelikten lag die Quote bei enormen 31 Prozent. Der Präsident des Bundes-

Vorgeschlagen werden höchstens kurzfristige Massnahmen, die notorisch zu spät kommen.

kriminalamts, Holger Münch, forderte 2019, dass sich die Polizeiarbeit «stärker auf Intensivtäter aus Nordafrika konzentriert». Andernfalls könnten «Strukturen wie bei kriminellen Clans» entstehen.

Häufig verüben die Nordafrikaner – von der niedersächsischen Polizei «Nafris» genannt – sexuelle Übergriffe und Körperverletzungen. Eine ihrer Spezialitäten sind Attacken auf Frauen aus dem Rudel heraus. Dafür gibt es eigens einen arabischen Begriff: «taharush gamea», die gemeinschaftlich begangene sexuelle Belästigung von Frauen, die mit der Kölner Silvesternacht 2015 ins Bewusstsein der Öffentlichkeit drang. Ein Kölner Kriminaldirektor berichtete, wie «nordafrikanisch-arabische Männer» den Frauen «die Kleider vom Leib rissen» und sie «penetrierten». Ein Kulturimport der dunklen Sorte.

Ähnliche Vorfälle werden aus unserem südlichen Nachbarland Italien gemeldet. Nach einer «Afrika-Party» am 2. Juni 2022 am Gardasee wurden junge Frauen von nordafrikanischen Männern belästigt und beleidigt. Gegen rund dreissig Verdächtige ermittelt die Justiz. Gemäss Medienberichten handelt es sich

bei den meisten mutmasslichen Tätern um in Italien geborene Söhne nordafrikanischer und vor allem marokkanischer Einwanderer.

Auch hier trifft die beliebte Relativierung also nicht zu, dass die Nordafrikaner deshalb kriminell würden, weil sie in den europäischen Ländern keine Bleibe hätten. So heisst es in der zitierten Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften: «Kriegsflüchtlinge aus Ländern wie Afghanistan, Irak und Syrien weisen eine weit niedrigere Belastung auf als Geflüchtete aus Nordafrika.» Erklären lasse sich dies mit dem Aufenthaltsstatus: «Geflüchtete» aus Nordafrika müssten bald nach ihrer Ankunft eine «massive Enttäuschung» verarbeiten: «Für sie gibt es weder ein Bleiberecht noch eine Arbeitserlaubnis; sie erhalten häufig den unsicheren Asylstatus der vorübergehenden Duldung und sollen so schnell wie möglich in ihre Heimatländer zurückkehren.»

Unfreiwillig kratzen die Studienautoren damit an einem weiteren Mythos – an jenem, dass Kriegstraumata die Bereitschaft zu Gewalt und Kriminalität erhöhten. Auch andere verbreitete Erklärungen für die extrem überproportionale Kriminalität der Nordafrikaner wirken eher hilflos und wenig plausibel. So meinte die *Frankfurter Allgemeine* kolonialismuskritisch, die «Gewalt» sei ursprünglich von Europa ausgegangen. Weiter relativierte die *FAZ* mit Blick auf Angela Merkels «Willkommenskultur», die Kriminalität «wäre auch ohne Flüchtlingsjahr 2015 gestiegen». Keine wirklich beruhigende Perspektive.

Hoffen auf Brüssel

Überblickt man die Ursachendiskussion, so entsteht der Eindruck, dass sie politisch korrekt an der Oberfläche klebt. Vorgeschlagen werden höchstens kurzfristige Massnahmen, die notorisch zu spät kommen wie die Feuerwehr. Das Grundproblem scheint niemand anzupacken. Der schnarchende Elefant im Raum ist die Tatsache, dass wir bei der Zuwanderung über die Asylschiene insbesondere aus den Maghrebstaaten eine Negativselektion vornehmen: Es kommen junge Männer mit erheblicher krimineller Energie, nicht politisch verfolgte «Schutzsuchende», wie die Behörden sie beschönigend nennen. Unser Asylsystem ist blind und dysfunktional: Es bildet eine Einfallsschneise für Kriminelle, die, sind sie einmal hier, kaum mehr entfernt werden können. «Algerische Asylbewerber sorgen für Probleme, doch die Schweiz kann sie nicht ausschaffen», brachte es die *Neue Zürcher Zeitung* auf den Punkt. Rückführungen in die Heimatländer finden nur wenige statt. Die meisten abgewiesenen Asylbewerber aus Nordafrika tauchen unter (im Verwaltungsdeutsch «unkontrollierte Abreise»). Der Bund hoffe nun auf die Europäische Union, schrieb die *NZZ*. Da können wir noch lange hoffen.



Erhebliche kriminelle Energie: Polizeipatrouille in Lausanne.

Wie Macron Scholz führt

Der deutsch-französische Motor treibt Bürokratie und Zentralisierung an. Die Politik beruht mehr auf grossen Worten statt auf Realitätssinn.

Hans-Olaf Henkel und Joachim Starbatty



Träumen für die Zukunft:
Macron (l.), Scholz.

Zum 60. Jahrestag des von Konrad Adenauer und Charles de Gaulle unterzeichneten Elysée-Vertrags, der in Europa den Frieden sichern und die Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland besiegeln sollte, haben Präsident Emmanuel Macron und Bundeskanzler Olaf Scholz in einem gemeinsamen Text dargelegt, wie die EU souveräner und zu einer stärkeren Führungsmacht werden soll, um die internationale Ordnung zu gestalten.

Macron und Scholz skizzieren eine EU, die für zentrale Bereiche zusätzliche Kompetenzen zugewiesen erhält. Damit wollten sie den Weg, den Adenauer und de Gaulle gewiesen hätten, weitergehen und deren Traum verwirklichen. Es ist jedoch fraglich, ob dieses Konzept den Vorstellungen der Gründungsväter entspricht. De Gaulle plädierte damals für ein «Europa der Vaterländer». Die Brüsseler Kommission war für ihn ein «Areopag (höchster Gerichtshof im antiken Athen) vaterlandsloser Gesellen».

Macron und Scholz stufen sieben Bereiche für die zukünftige Tätigkeit der EU als wichtig ein. Wir konzentrieren uns hier auf zwei Schwerpunkte: auf die strategische Industrie-

politik und auf die Vollendung der Europäischen Währungsunion.

1 — Strategische Industriepolitik:

Die EU soll laut Macron/Scholz in strategischen Bereichen zukunftsorientiert handeln können und zum weltweit führenden Ort für Produktion und Innovation werden. Die deutsche Position war bisher, dass Wettbewerb und passende Rahmenbedingungen für Innovation und internationale Konkurrenzfähigkeit massgeblich sind. Nun aber soll die Wirtschaft der EU nach französischem Vorbild zur politisch gelenkten Staatswirtschaft umgebaut werden.

Zu diesem Zweck platzierte Macron geschickt trojanische Pferde: Er hat nicht Merkel, sondern Ursula von der Leyen an die EU-Kommissionsspitze gesetzt und sich so die nötige Loyalität gesichert. Dann machte er Thierry Breton zum Industriekommissar. Dieser war schon als französischer Finanzminister bekannt für Staatsingriffe und ist nun treibende Kraft für neue Subventionsprogramme. Dabei sollte er als ehemaliger Chef des erfolglosen französischen Computerherstellers Bull wissen, dass ausnahmslos alle bisherigen EU-geförderten Subventionsprogramme für europäische IT-Unternehmen krachend gescheitert sind.

Und doch bläst die EU zur Aufholjagd, nun via die «EU Chips Act» mit 43 Milliarden Euro für die Chip-Industrie. Die US-Regierung tue das doch auch, so die Begründung. Aber Firmen wie Microsoft, Intel, SAP oder Infineon haben ihre Stellung mit Eigeninitiative und Innovation erkämpft, nicht mit Subventionen. Angesichts der durchschnittlichen EU-Staatsverschuldung von 85 Prozent des Bruttoinlandprodukts ist die nun vom EU-Rats-Präsidenten Charles Michel unterstützte Aufnahme europäischer Gemeinschaftsschulden zur Finanzierung «grüner» und «digitaler» Programme alles andere als nachhaltig.

2 — Vollendung der Währungsunion:

Die Europäische Währungsunion soll vollendet werden und damit die Bündelung geld- und währungspolitischer Kompetenzen in der Hand der Europäischen Zentralbank. Diese Ver-

schiebung nationaler Souveränität nach oben verleiht der EU laut Macron/Scholz im Zuge der Globalisierung ein stärkeres Gewicht, so würden auch die Interessen der Mitgliedstaaten besser vertreten. Sie fordern nun die Vollendung der Bankenunion und zusätzliche finanzpolitische Kompetenzen auf EU-Ebene. Das läuft auf die Vergemeinschaftung der Haftung für Schulden europäischer Banken hinaus, was von der deutschen Regierung bisher nicht gewollt war.

Macron und Scholz betonen, Europa stehe für individuelle Freiheitsrechte, Rechtsstaatlichkeit und demokratische Teilhabe. Gerade diese Werte gerieten aber in der Europäischen Währungsunion unter die Räder: Der jungen Generation in der südlichen Euro-Zone etwa

Um die EU nach französischem Vorbild umzubauen, platzierte Macron geschickt trojanische Pferde.

wurde jegliche Freiheit genommen, sich beruflich zu bewähren. Die Rechtsstaatlichkeit bleibt auf der Strecke, indem die EU-Politiker nicht nach europäischem Recht und Gesetz handeln, sondern nach der Maxime, alles zu tun, um die Euro-Zone zusammenzuhalten. Christine Lagardes Worte «Wir mussten die Verträge brechen, um den Euro zu retten» sind symptomatisch. Schliesslich fehlt die demokratische Teilhabe: Der Vorschlag von EU-Rats-Präsident Michel, die Schulden zu vergemeinschaften, ist das Gegenteil von demokratischer Teilhabe.

Der Auftritt von Macron/Scholz lebt von grossen Worten: «Unsere Generation hat die Aufgabe, mit ihren Träumen die Zukunft der nächsten Generation zu gestalten.» Aber wie soll sie mit den Hypotheken von morgen fertig werden, wenn die Politiker von heute verdrängen, was den Bürgern wirklich auf den Nägeln brennt: Migrationsströme, wachsende Verschuldung, Inflation, Wohlstands- und Vermögensverluste.

Hans-Olaf Henkel, ehem. Präsident Industrieverband BDI, war Mitglied des EU-Parlaments 2014–2019.
Joachim Starbatty, Professor em. der Universität Tübingen, war Mitglied des EU-Parlaments 2014–2019.

Eine Amerikanerin verzaubert Paris

Frankreichs Hauptstadt erhält nach gedrückten Jahren frischen Glanz. Die Netflix-Serie «Emily in Paris» lässt den Mythos der Metropole neu aufleben.

Jürg Altwegg

Paris, eine Stadt im Niedergang, überheblich und depressiv, grell ist der Kontrast zu Berlins Aufstieg als Metropole. Attentate hatten den Parisern die Lebensfreude genommen. Wie das Fegefeuer kam dann der Brand der Kathedrale Notre-Dame über die Hauptstadt der Kultur. Die Hauptprobe für die Olympischen Spiele 2024 geriet zum Fiasko der Organisatoren. Die Schriftsteller schreiben gegen die «neue Hässlichkeit» ihrer Stadt. Die Einwohner fluchen über die Ratten, den Dreck und die Streiks. Zielscheibe aller ist Stadtpräsidentin Anne Hidalgo, die das Chaos immer schlimmer macht.

Doch jetzt lässt ausgerechnet Netflix, das amerikanische Feindbild der französischen Kulturpolitik, den Mythos Paris neu aufleben. «Emily in Paris» geht um die Welt und lockt die Touristen nach Paris. Die Schauplätze der Serie – man sagt nur noch: «EiP» – sind zu Hotspots der Stadt geworden. «EiP»-Touren dauern rund drei Stunden und werden eifrig gebucht. Dreissig Euro kosten sie – 8 Prozent gehen an Netflix. «Ich könnte allein von Emily leben», sagt ein *local guide*, «sie hat mein Leben verändert.»

Er arbeitet mit einem Cabaret zusammen, in dem eine der Protagonistinnen des Films arbeitet. Von den Geschäften, denen er kaufwillige Kunden beschert, kassiert auch er Tantiemen. Das ganze Quartier rund um die Place de l'Estrapade, in dem Emily lebt, erfreut sich des Ansturms – die Wohnung ist auf Google Maps verzeichnet.

Verjüngung der Kundschaft

Hier befindet sich auch die Bäckerei Boulangerie Moderne. Jeder kennt sie, obwohl sie in der Wirklichkeit anders heisst. Der Inhaber zeigt auf Instagram die Schlange stehenden Kunden. In der «Tagesschau» des Senders TF1 musste er sich wehren, nachdem ihm die Boulevardzeitung *Le Parisien* überhöhte Preise

für die Croissants und *pains au chocolat* unterstellt hatte, die sich Emily auf dem Weg zur Arbeit holt. Dank der Serie konnte das kaum weniger legendäre Restaurant «Les deux compères» seine Kundschaft deutlich verjüngen.

Um 20 Prozent stiegen die Wohnungspreise in der Rue Vavin beim Jardin du Luxembourg. Das sagen alle Makler. Hier wohnt Emilys Chefin Sylvie Gateau. Die Anfragen amerikanischer Interessenten haben um 30 Prozent zugenommen. Laut Umfragen möchten



Finanzieller Segen:
Lily Collins als Emily Cooper.

47 Prozent der Zuschauer der Serie in Paris leben – doppelt so viele wie unter der amerikanischen Durchschnittsbevölkerung. «Die Serie bringt *start-uppers* nach Paris, die den französischen Way of Life lieben», erzählt eine Maklerin. Gerade hat sie ein Hundert-Quadratmeter-Appartement (Preis: 1,95 Millionen Euro) einer jungen Amerikanerin gezeigt. Diese kam mit dem Vater, der bar bezahlen will, aus Kalifornien angereist. Die Preise steigen nicht nur an den Drehorten, sondern generell an allen Plätzen und für Wohnungen, die dem «EiP»-Lifestyle

entsprechen: *cosy, so charming* – mit *bistrot, boulangerie, épicerie* und *caviste* gleich um die Ecke, und zweimal wöchentlich *le marché*.

Die Preise steigen an allen Plätzen und Wohnungen, die dem «Emily in Paris»-Lifestyle entsprechen.

Vom finanziellen Segen der amerikanischen Werbung profitiert das ganze Land. Bei einem Schmuckatelier in Toulouse treffen Hunderte von Bestellungen für die von Emily getragenen Ohrringe ein. In der Provence, wo mehrere Szenen gedreht wurden, steigen die Zahl der Gäste und die Nachfrage nach Lavendel. Die Stücke einer Popband aus dem nordfranzösischen Lille erreichen Rekordverkaufszahlen.

Neuer Trend bei Frauen

Mit Hohn und Spott hatten die französischen Journalisten «Emily in Paris» empfangen. Sie störten sich an den Klischees und an der Nostalgie mit Blick auf eine vergangene Epoche. Inzwischen bescheinigen die Kulturkritiker der Serie auch ein gesellschaftliches Phänomen: «Die Revanche der über fünfzigjährigen Frauen», verkörpert von der ebenso schroffen wie schicken Pariserin Sylvie Gateau. Im Restaurant wird

Emilys Chefin von einer Serviererin als Mutter ihres Begleiters und Lovers angesprochen... Trendsetter Netflix: Um das Sexleben der Frauen über fünfzig geht es zurzeit in mehreren französischen Filmen.

Auch in Frankreich sind die Einschaltquoten sagenhaft. Die transatlantischen Beziehungen werden neu interpretiert. Empörten Protest lässt nur noch die schizophrene Stadt verlauten. In der *Libération* kritisieren grüne Abgeordnete die «urbane Karikatur» und «Paris als Disneyland». «Emily in Paris», so die Politiker, sei eine unverantwortliche «Negation der Klimakatastrophe».

«Wir nähern uns dem gefährlichsten Punkt in der Geschichte der Menschheit»

Noam Chomsky zählt zu den bekanntesten Intellektuellen der Welt. Hier spricht er über die Kunst der Propaganda und Krieg im atomaren Zeitalter.

Pierre Heumann

Noam Chomsky, 1928 in den USA geboren, hat nicht nur die Grundlagen für die moderne Sprachtheorie gelegt, sondern sich auch als Philosoph einen Namen gemacht, zudem Disziplinen wie Logik und Mathematik, Computer- und Medienwissenschaften sowie die Psychologie geprägt. Rund 150 Bücher hat er verfasst und zahlreiche Ehrendoktor-Titel erhalten.

Doch das intellektuelle Multitalent begnügt sich nicht mit Forschung im Elfenbeinturm. Seit Jahrzehnten engagiert er sich als politischer Aktivist. Er protestierte gegen den Vietnamkrieg, ergreift für die Palästinenser Partei und setzt sich für sozialpolitische Anliegen ein. In den vergangenen Monaten hat er sich regelmässig zur aktuellen Entwicklung in der Ukraine geäussert. Dabei hat er auch die Rolle der Medien kritisch beleuchtet. Wir erreichen Chomsky per Videocall in seinem Zuhause in Tucson, Arizona.

Weltwoche: Professor Chomsky, gestatten Sie zunächst eine persönliche Frage: Sie sind 94 Jahre alt und sind aktiv wie eh und je. Was ist Ihr Geheimnis?

Noam Chomsky: Die beste Antwort, die mir dazu je zu Ohren gekommen ist, ist die Radfahr-Theorie. Wenn einer auf dem Rad sitzt, muss er schnell in die Pedale treten, sonst stürzt er. Aber im Ernst: Ich bin in der Tat noch sehr engagiert. Weil heutzutage ja alles virtuell stattfindet, ist die Zahl der Anfragen und

«Wenn einer auf dem Rad sitzt, muss er schnell in die Pedale treten, sonst stürzt er.»

Einladungen rapid gestiegen. Jeder auf der Welt kann sagen: Wie wäre es mit einem Vortrag oder mit einem Treffen morgen? – und man kann dann nicht sagen: Ich schaffe es nicht, weil man es eben dank den neuen Technologien schaffen kann. Man braucht ja nur auf einen Computerknopf zu drücken, ohne sich bewegen zu müssen.

Weltwoche: Als Pionier der Linguistik haben sie in den 1980er Jahren das sogenannte Propagandamodell entworfen, das der Frage nachgeht, wie News in amerikanischen Medien zu Propagandazwecken eingesetzt werden.

Chomsky: Seit dem Ersten Weltkrieg beeinflussen Regierungen die öffentliche Meinung in ihren Ländern, aber auch in denjenigen, mit



«Die Fakten ansehen»: Linguist Chomsky.

denen sie sich im Krieg befinden, mit gezielten Propagandakampagnen und versuchen zudem, die internationale Meinung zu beeinflussen. Zu den strukturellen Mechanismen, die das bewerkstelligen, gehören zum Beispiel Eigentumsverhältnisse der Medien, Werbung, Nachrichtenquellen oder Angstideologien. Sie bestimmen die Voreingenommenheit der Medien in liberalen Demokratien.

Weltwoche: Erkennen Sie bestimmte Muster?

Chomsky: Im Wesentlichen setzt Propaganda – unabhängig davon, ob sie über staatlich kontrollierte oder private Medien verbreitet wird – auf Techniken, mit denen die öffentliche Meinung manipuliert wird. Sie beruhen auf unvollständigen oder irre-

führenden Informationen, Lügen oder Täuschung. Während des Zweiten Weltkriegs investierten beispielsweise sowohl die Nazis als auch die Alliierten in grossem Umfang in Propagandaoperationen. Das war Teil ihrer Bemühungen, um den Krieg zu gewinnen.

Weltwoche: Womit die Wahrheit das erste Opfer war.

Chomsky: In praktisch jedem Krieg behaupten beide Seiten – und im Falle eines Weltkriegs alle Seiten –, dass nur ihre Position absolut gerecht und wahr sei. Offensichtlich kann das nicht stimmen. Denn das Leben ist nicht so einfach. Werfen Sie einen Blick auf die Berichte aus Moskau, in denen behauptet wird, es sei ein Verteidigungskrieg gegen die westliche Aggression. Wie in der Vergangenheit versuche der Westen wieder einmal, Russland zu zerstören. Wir müssen jetzt nicht darüber diskutieren, ob diese Behauptung richtig oder falsch ist. Aber es ist immer schwieriger, sich selber kritisch zu betrachten, und es ist immer leichter, das Gegenüber anzuschauen und zu sagen, wie lächerlich und schrecklich der andere sei. An der Münchner Sicherheitskonferenz Ende Februar konnte man sehen, wie die westliche Position von anderen wahrgenommen wird. Der Westen war beinahe vollkommen isoliert. Wenn lateinamerikanische, afrikanische oder asiatische Staaten hören, dass der Westen die Rechte der Länder auf Freiheit und Frieden verteidige, wirkt das lächerlich aus ihrer Sicht, aus Gründen, die wohl vollkommen offensichtlich sind.

Weltwoche: Die Ukraine und auch die USA werfen den russischen Streitkräften abscheuliche Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor. Gleichzeitig führen Putin und sein Medienapparat eine umfassende PR-Kampagne, um die Anschuldigungen als Lügen und Fake News zu entlarven. Wer gewinnt den Informationskrieg?

Chomsky: Im Westen gewinnt ihn mit Bestimmtheit die Ukraine, da kann es keinen Zweifel geben. Die westlichen Medien unterstützen wie üblich die Position ihres eigenen Staates. Sie

können aber natürlich genauso gut fragen, ob Putin in Russland den Informationskrieg gewinnt. Natürlich tut er das. In seinem Staat kann er seine Sicht der Dinge ja mit Gewalt durchsetzen. Im Westen jedoch unterwerfen sich die Medien freiwillig der Staatsmacht. So gesehen, sind die Medien im Westen und in Russland gar nicht so unterschiedlich.

Weltwoche: Sind Informationen in amerikanischen Medien nicht glaubwürdiger als diejenigen in russischen? In der Ukraine geht es um einen Krieg zwischen einer Demokratie, die von den USA unterstützt wird, und der russischen Diktatur.

Chomsky: Verlassen wir doch bitte die Propaganda-Blase. Die USA haben in den vergangenen Jahrzehnten systematisch Demokratien untergraben und zerstört. Falls Sie Beispiele wollen: im Iran 1953, in Guatemala 1954, in Chile 1973, um nur einige zu nennen. Aber jetzt sollen wir plötzlich Washingtons angeblich enormes Engagement für Souveränität und Demokratie ehren und bewundern.

Weltwoche: Sie sind als radikaler Aktivist bekannt. Was ist Ihre Meinung zu Putin?

Chomsky: Er ist ein Diktator, ein Kleptokrat, und jetzt ist er auch noch schuldig, eine kriminelle Aggression begangen zu haben.

Es geht jedoch in erster Linie um die Frage, warum Putin die Ukraine angegriffen hat. Es gibt zwei Möglichkeiten, darauf zu antworten. Die eine Variante, die im Westen dominiert, besteht darin, die Abgründe von Putins verdrehtem Verstand auszuloten und herauszufinden versuchen, was im Tiefsten seiner Psyche vor sich geht.

Weltwoche: Und die andere Möglichkeit?

Chomsky: Man muss sich dazu die Fakten ansehen. So gaben die Vereinigten Staaten im September 2021 eine unmissverständliche Erklärung ab, in der sie zu einer verstärkten militärischen Zusammenarbeit mit der Ukraine und zur Lieferung moderner militärischer Waffen aufriefen. Das war natürlich Teil eines «erweiterten» Programms zur Vorbereitung eines Nato-Beitritts der Ukraine. Während dreissig Jahren hat die russische Führung immer wieder klargemacht, dass sie das als nicht tolerierbares Sicherheitsrisiko betrachte. Die Elite der US-Diplomatie und eine Reihe von amerikanischen Politexperten haben ebenfalls vor Schritten in diese Richtung gewarnt, sie als rücksichtslos und provokativ bezeichnet. Man kann sich jetzt die eine oder andere dieser Optionen auswählen. Aber niemand weiss, welche richtig ist. Sicher ist bloss, dass die Ukraine weiter ver-

wüestet wird, die ukrainische Wirtschaft schwer geschädigt wird, Zehntausende von Ukrainern in den Kämpfen getötet werden. Die offizielle Schätzung geht von 7000 zivilen Opfern aus. Aber die Zahl ist sicher höher. Zudem droht in

«Es geht in erster Linie um die Frage, warum Putin die Ukraine angegriffen hat.»

weiten Teilen der Welt eine Hungersnot, weil die Exporte von Getreide und Düngemitteln aus der fruchtbaren Schwarzmeerregion zurückgefahren wurden.

Weltwoche: Halten Sie es denn für falsch, dass die USA und die EU der Ukraine helfen, sich zu verteidigen?

Chomsky: Das ist legitim. Aber die Hilfe muss sorgfältig kalibriert werden, so dass sie die Situation der Ukraine verbessert, ohne zur Eskalation des Konflikts beizutragen. Das würde zu weiteren Zerstörungen in der Ukraine führen. Doch im Vordergrund muss etwas anderes stehen.

Weltwoche: Nämlich?

Chomsky: Was ist das Beste, das man tun kann, um die Ukraine vor einem düsteren Schicksal,

Friedensdemo Bern

Bewilligt!

**11. März 2023
16:00 Uhr**

**Bundesplatz Bern
Willkommen: Alle,
die ehrlich für Frieden eintreten**



Kilez More
Widerstandsmusiker



Nicolas Lindt
Schriftsteller und Zeitzeuge



Christoph Pfluger
Verleger Zeitpunkt



Daniel Stricker
Wirklich freier Journalist



Patrick von Castelberg
Crossover-Tenor



Nicolas A. Rimoldi
Präsident MASS-VOLL!



Schwester Barbara Maria
Sozial- und Jugendarbeiterin FH



Michael Bubendorf
Unternehmer



Michelle Cailler
Präsidentin MFR



Yoki
Liedermacherin



Burkhard Müller-Ulrich
Kontrafunk-Gründer

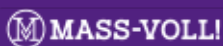


Andreas Glarner
Nationalrat SVP



Thorsten Schulte
Autor und Silberjunge

Demo-Kosten mittragen: mass-voll.ch/spenden



Deeskalation, Waffenstillstand, Friedensverhandlungen



«Es ist immer schwieriger, sich selber kritisch zu betrachten.»

vor weiteren Zerstörungen zu bewahren? Dies lässt sich nur mit einer Verhandlungslösung erreichen. Die Welt ist sonst mit einer wachsenden Bedrohung bis hin zu einer möglichen Eskalation zum Atomkrieg konfrontiert, was im Grunde das Ende organisierten menschlichen Lebens auf der Erde bedeutet.

Weltwoche: Und wenn Verhandlungen scheitern?

Chomsky: Dann gibt es nur zwei Möglichkeiten. Dass entweder die eine oder die andere Seite vernichtet wird. Und die Russen kann niemand vernichten. Das bedeutet deshalb, dass durchaus die Gefahr besteht, dass die Ukraine zerstört wird.

Weltwoche: Was in Teilen der Ukraine bereits geschehen ist.

Chomsky: Ich erinnere Sie wiederum daran, kein idealisiertes Bild westlicher Kriegsführung zu zeichnen. Als die USA und Grossbritannien in den ersten Tagen der Irak-Invasion ihre Schock- und Furcht-Angriffe durchführten, verschwendeten sie keine Zeit. Sie zielten direkt auf die Hauptschlagader des Landes, zerstörten alles, alles, was die Gesellschaft am Laufen hält, löschten es aus: Transport, Kommunikation, Energie, alles. Ich weiss, dass amerikanische und britische Beamte nun ziemlich überrascht waren, dass Russland nicht von Anfang an auf diese zerstörerische Taktik der Amerikaner gesetzt hat. Erst später eskalierte der Krieg. Der Ukraine droht jetzt dasselbe Schicksal wie dem Irak in den 1990er Jahren und dann erneut dramatisch im Jahr 2003.

Weltwoche: Sehen Sie denn noch Friedenschancen für die Ukraine?

Chomsky: Es gibt mehrere Optionen, man muss sie nur ergreifen. Die Ukraine könnte

sich zum Beispiel verpflichten, neutral zu bleiben. Prüfen sollte man auch die Möglichkeit, ein international überwacht Referendum über die sogenannten umstrittenen Regionen durchzuführen, die Russland illegal annektiert hat, inklusive Donbass. Damit liesse sich feststellen, was die Bevölkerung wirklich will. Wobei die Krim, zumindest bis auf weiteres, Teil Russlands bleiben würde. Das alles sind die Grundzüge, um eine gefährliche Eskalation zu vermeiden. Tapio Kanninen und Heikki Patomäki, zwei finnische Politanalysten, haben in *Le Monde diplomatique* erörtert, wie mit einer Politik der kleinen Schritte eine Annäherung erreicht werden könnte, die zu einem Abbau der Spannungen führen würde, bevor sich die Lage weiter verschlimmert. Für die Vorstellung, dass das eintreten könnte, braucht es nicht viel Fantasie. Doch wer von einer friedlichen Lösung spricht, wird oft verleumdet.

Weltwoche: An wen denken Sie?

Chomsky: Zum Beispiel an Frankreichs Präsidenten Emmanuel Macron. Man müsse Putin trotz der kriminellen Aggression entgegenkommen, seine Sicherheitsbedenken respektieren und dafür eine längerfristige Lösung finden, sagte Macron im Dezember. Aber seine Idee von Sicherheitsgarantien zur Beendigung des Krieges in der Ukraine kam weder bei Hardlinern in der EU noch in Kiew gut an. Macron wurde verleumdet, als er seinen Vorschlag lancierte. Frieden ist aber auch für Westeuropa eine Notwendigkeit, wenn es sein fortschrittliches Industriesystem aufrechterhalten will, und zwar aus Gründen, die wohl für alle offensichtlich sind. Wir müssen begreifen: Die Klimakrise und die Gefahr

eines Atomkriegs bedeuten, dass wir uns dem gefährlichsten Punkt in der Geschichte der Menschheit annähern. Die Zerstörung des organisierten menschlichen Lebens auf der Erde ist durchaus möglich.

Weltwoche: Mit ihrer Unabhängigkeit hat die Ukraine das Atomwaffenarsenal auf ihrem Staatsgebiet aufgegeben. Hätten Nuklearwaffen Putin davon abhalten können, die Ukraine anzugreifen?

Chomsky: Keineswegs. Dann hätten wir jetzt schon den Atomkrieg. Wir wären alle tot.

Weltwoche: Sie haben ukrainische Wurzeln. Ihr Vater flüchtete 1913 aus einer Stadt, die heute zur Ukraine gehört, in die USA.

Chomsky: Ihm und seiner Familie gelang die Flucht gerade noch, wenige Monate vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Alle anderen Familienmitglieder wurden ermordet. Niemand ist übriggeblieben. Mit ein Grund für die Flucht war der starke, brutale und gewalttätige Antisemitismus in der Ukraine, der ziemlich übel war. Später wurde es noch schlimmer. Gleich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs kam es zu Pogromen und Massakern an Juden. Als die Nazis die Ukraine eroberten und kontrollierten, gab es dort eine ziemlich grosse Zahl von Nazikollaborateuren. Für die heutige Lage ist das zwar irrelevant, aber es ist schwierig, über diese Tatsachen einfach hinwegzusehen, sie zu ignorieren. Natürlich gibt es bis

«Der Ukraine droht jetzt dasselbe Schicksal wie dem Irak in den 1990er Jahren.»

heute rechtsradikale Gruppen in der Ukraine, so wie in anderen Ländern, selbstverständlich auch in Russland. Doch einen Krieg damit zu begründen, dass man gegen Neonazis vorgehen wolle, wie Putin das getan hat, ist blanker Unsinn.

Weltwoche: In einem Interview behauptete Putin neulich, die USA und ihre Nato-Verbündeten wollten Russland «eine strategische Niederlage zufügen». Könnte das am Ende eine Chance für den Frieden sein?

Chomsky: Dass eine solche Erwartung völliger Unsinn ist, zeigt die Geschichte. Der Wiener Kongress von 1815 führte zu einem Jahrhundert des relativen Friedens, das sich von den vorangegangenen sehr unterschied. Dieses positive Ergebnis wurde dadurch erreicht, dass der besiegte Aggressor, Frankreich, in das europäische System integriert wurde. Im Gegensatz dazu wurde nach dem Ersten Weltkrieg in Versailles das besiegte Deutschland erniedrigt und bestraft. Wir wissen, wohin das geführt hat. Und ja, ich weiss, historische Analogien sind nie perfekt. Aber sie legen uns zumindest einige Lehren nahe und regen zum Nachdenken an.

Geldsack mit Löchern

Pietro Supino, Verleger der Tages-Anzeiger-Gruppe, war lange der Mann des Erfolgs. Er war es.



In seinem Unternehmen ist Pietro Supino der Executive President, zu Deutsch der operative Präsident. Er ist bei der TX Group, früher Tamedia, als CEO zuständig für den Geschäftsbetrieb und als VR-Präsident zugleich zuständig für die Strategie.

Eine solche Machtballung in einer Person ist selten. Denn sie zerstört in Firmen die innere Gewaltenteilung. Ein zweites Beispiel ist der Medienmogul Rupert Murdoch, der in seiner News Corp. ebenfalls Executive President ist. Auch Alleinherrscher Murdoch duldet keine Aufsicht über sich, ein Stil, mit dem er schon öfters in der Bredouille landete.

Bei Pietro Supino ist es ähnlich. Als Verleger des Tages-Anzeiger-Konzerns macht er derzeit eine schlechte Figur. Es geht um unternehmerische wie menschliche Defizite.

Beginnen wir mit dem menschlichen Aspekt. Damit wären wir bei der Affäre Canonica, die das Haus Supino zuletzt erschütterte. Eine Redaktorin der Wochenbeilage *Das Magazin* beschuldigte ihren Chefredaktor Finn Canonica, sie jahrelang verbal-sexistisch gequält zu haben.

Eine externe Untersuchung zeigte, dass die Sexismus-Vorwürfe der Redaktorin weitgehend erstunken und erlogen waren. Und was tat Verleger Pietro Supino? Er entliess Chefredaktor Canonica und wusch sich die Hände.

Seitdem wissen sie im Verlagshaus TX Group: Wenn du mal in Gegenwind gerätst, dann lässt dich dein oberster Chef aus Opportunismus fallen wie eine heisse Kartoffel.

Charakterstärke sieht anders aus, und darum ist ein kurzer Vergleich mit Ringier interessant. Dort geriet CEO Marc Walder unter Druck, weil

seine enge Liaison zu Bundesrat Alain Berset aufflog. Und was tat Verleger Michael Ringier? Er stellte sich komplett loyal hinter seine langjährige Führungskraft.

Supino hingegen legte dann in gegenteiliger Weise nach. Er trennte sich von Arthur Rutishauser, seit Jahren der oberste Chefredaktor der Tages-Anzeiger-Gruppe. Es war zwar seit letztem Herbst schon klar, dass Rutishauser irgendwann zur *Sonntagszeitung* wechseln würde, weil

Wenn ein Executive President der Alleinherrscher ist, geht der Respekt für die Mitarbeiter schnell verloren.

der *Tages-Anzeiger* eine Online-Offensive plant und der schon 58-jährige Rutishauser dafür nicht mehr der ideale Mann ist.

Dennoch tat Supino nun so, als werde er angesichts der Sexismus-Vorwürfe in seinem Laden die Köpfe rollen lassen. Die anderen Medien stürzten sich auf die falsche und vorgepiegelte Story eines Chefredaktors, der «entmachtet wurde» und «gehen muss», weil er im MeToo-Umfeld versagt habe.

Seitdem wissen sie im Verlagshaus TX Group erneut: Selbst wenn du jahrelang ein treuer Gefolgsmann bist, dann lässt dich dein oberster Chef aus Opportunismus fallen wie eine heisse Kartoffel.

Ich bin kein Moralist, aber man kann das schon interpretieren. Wenn ein Executive President der Alleinherrscher ist, wenn er strukturell die interne Balance und den internen

Widerspruch eliminiert, dann geht sehr schnell der Respekt für die Mitarbeiter verloren.

Seit Supino im Jahr 2020 als Executive President auch die betriebliche Verantwortung als CEO übernahm, zeigt sich eine zweite Schwäche. Finanziell geht es seitdem mit seiner TX Group bergab. Zuvor war man jahrelang die grosse Erfolgsnummer der Medienbranche, die mit Jahresgewinnen von über 200 Millionen Franken brillierte. Supino, wie der Jahresbericht von dieser Woche zeigt, hat diese Gewinne in seiner kurzen Amtszeit als operativer Chef nahezu halbiert.

Vor allem die klassischen Abo-Zeitungen sind ein Desaster. Als Supino 2007 VR-Präsident wurde, begann er eine Einkaufstour, als gäbe es kein Morgen. Für fast eine Milliarde Franken übernahm Supino die Verlage von *Berner Zeitung*, *Der Bund*, *Zürichsee-Zeitung*, *Landbote*, *Tribune de Genève*, *24 heures* und *Basler Zeitung*. Es war aus heutiger Sicht eine gewaltige Fehlinvestition.

Die Zeitungen des Verlags, inklusive des Stammblatts *Tages-Anzeiger*, verdienen kein Geld mehr. Die hochprofitablen Online-Märkte für Jobs, Autos und Immobilien können diesen Totalausfall nicht mehr kompensieren, weil auch sie an ihre Grenzen geraten. Unter Supino, seit er allein das Sagen hat, ist die TX Group von einem Erfolgsunternehmen zu einem Normalunternehmen geworden.

Der Wind hat schnell gedreht. Noch vor vier Jahren lobte ich in diesem Blatt Supinos «konsequente Profitmaximierung» und rühmte ihn als «erfolgreichen Geldsack». Inzwischen hat der Sack einige Löcher bekommen.

Grüne Geheimwaffe

Sie interessiert sich für Klima- und Genderfragen, ist Gewerkschafterin und berufstätige Mutter: Greta Gysin ist die idealtypische Linkspolitikerin – und auf dem Weg nach ganz oben.

Marcel Odermatt

Auf der rechten Ratsseite wird sie als gefährlichste Geheimwaffe der Linken bezeichnet: Greta Gysin, Tessiner Nationalrätin der Grünen. Die 39-Jährige gilt als charmant, umgänglich über die Parteigrenzen hinaus und humorvoll. Ihre Wahl ins Parlament schaffte sie 2019 mit dem kecken Slogan «Greta? Gysin!».

Nicht wenige prophezeien ihr eine steile Karriere in Bern. Ist sie die Kandidatin, mit der die Grünen im Herbst ihren Angriff auf den Südschweizer Ignazio Cassis wagt? Nachdem es die SP bei den Bundesratswahlen im Dezember nicht geschafft hat, eine junge Mutter auf den Schild zu heben, und zwei ältere Damen ins Rennen schickte, wäre Gysin der ideale Kontext, heisst es. Sie ist eine junge Mutter von Sohn Enea, 8, und den Zwillingen Ada und Leila, 5.

Sie habe ihr «halbes Leben in der Politik verbracht», sagte sie diese Woche in der «Galerie des Alpes» im Bundeshaus im Gespräch mit der *Weltwoche*. Noch während ihres Studiums startete sie 2004 als Gemeinderätin ihre politische Laufbahn in ihrem Wohnort in Rovio im Bezirk Lugano. 2007 wählten sie die Tessinerinnen und Tessiner in den Grossen Rat – die klassische, in der Bundesstadt immer noch beliebte und geschätzte Ochsentour. Bis zu den Gesamterneuerungswahlen der Landesregierung sind es noch zehn Monate. Bis dann hat sich Gysin selber gleich eine grosse Hürde eingebaut: Am 2. April finden im Tessin Regierungs- und Parlamentswahlen statt. SP-Stände-

rätin Marina Carobbio, die vor vier Jahren den altgedienten Mitte-Mann Filippo Lombardi aus dem Stöckli jagte, drängt in die Exekutive. Die Chancen, dass die ehemalige Nationalratspräsidentin den Sprung schafft, werden als sehr hoch taxiert; die bekannte Ärztin gilt als so gut wie gewählt.

Diese Sicherheit hat Gysin dazu bewogen, ihrerseits in die Offensive zu gehen. Sie will die Nachfolge von Carobbio antreten. Hinter vorgehaltener Hand heisst es, die SP hätte einen Deal gemacht. Eine Hand wäscht die andere.

Sie hat vier Themen, die sie eisern bearbeitet. Über allem schwebt das Klima.

Die Grünen unterstützen die Wahl der Sozialdemokratin, dafür haben sie grünes Licht, dass die Genossen die Kandidatur von Gysin unterstützen. Dafür spricht auch, dass sie sich 2019 nach dem ersten Wahlgang zurückgezogen hat, um den Weg für Carobbio freizumachen.

Mit Schwergewichten angelegt

Doch wenn sich die Einschätzungen von Beobachtern bewahrheiten, hat Gysin bei dieser Ausmarchung einen Berg zu erklimmen. Ihre Aussichten werden von den Optimisten als mittelprächtigt und von den Pessimisten als schlecht bezeichnet. Hauptgrund ist die Tessiner FDP, die seit der letzten Entscheidung nicht mehr in der kleinen Kammer vertreten ist – zum ersten Mal in der Geschichte. Der freisinnige Nationalrat Alex Farinelli wird deshalb versuchen, den Sitz zurückzuerobieren. Auch dem Mitte-Parlamentarier und Präsidenten des Gewerbeverbandes Fabio Regazzi werden Ambitionen nachgesagt. Gysin bekommt es auf jeden Fall mit Schwergewichten zu tun – ein Ausgang zu ihren Gunsten wäre deshalb eine Sensation. Ihre Partei käme nicht mehr darum herum, die perfekt zweisprachige Volksvertreterin bei einer möglichen Bewerbung für einen Bundesratsposten auf den Schild zu heben.

Im Bundeshaus gilt Gysin als Ratskollegin ohne Scheuklappen, die dank ihrer offenen Art Sympathien in allen Parteien genießt. Analysiert man dagegen ihre politische Arbeit, würde man sie als Hardlinerin bezeichnen, würde sie in einer rechten Partei mitmachen. Gysin hat vier Themen, die sie eisern bearbeitet. Diese Sujets hat sie nach Wichtigkeit unterteilt. Über allem schwebt das Klima. «Wir müssen Mensch und Natur in den Mittelpunkt stellen, nicht Profit und Geld», sagt sie. Unsere Lebensweise bedrohe das Leben auf der Erde, auch das der Menschen. Betrachtet man die Welt mit dieser Brille, lassen sich die radikalsten politischen Handlungen rechtfertigen. Klima-Kleber lassen grüssen.

Als zweite Priorität nennt sie die «Ungleichheit». Auch hier blitzt ihre Radikalität auf. Lohnungleichheit, die Untervertretung von Frauen in Politik und Wirtschaft wie auch häusliche Gewalt, Diskriminierung, Sexismus oder Femizide – für die studierte Politikwissenschaftlerin sind das alles «Hinterlassenschaften der patriarchalischen Gesellschaft». Sie müssten als solche erkannt und überwunden werden: «Mit Geduld, Ausdauer und Engagement, jeden Tag und in jedem Bereich», so Gysin.

Ihr Engagement kennt aber auch Grenzen. Droht ihr ein offensichtlicher Imageschaden und könnte sie selber in Schwierigkeiten geraten, zieht sie die Notbremse. Eine Zeitlang fungierte sie als Co-Präsidentin von Netzcourage mit der umstrittenen Geschäftsführerin Jolanda Spiess-Hegglin. Die Truppe sorgte immer wieder für negative Schlagzeilen – sogar das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann, eine in diesen Kreisen unantastbare Organisation, kritisierte Netzcourage. Gysin wurde es offensichtlich zu riskant. Sie zog den Stecker.

Alles, was im Moment hip ist

Die Tessinerin ist eine Aktivistin, wenn es um die Themen Umwelt und Frauenrechte geht. Gysin gehört aber auch zum Lager der Linksaussen. Laut NZZ-Ranking sind in der grossen Kammer nur drei Nationalräte noch mehr





«Hinterlassenschaften der patriarchalischen Gesellschaft»: Nationalrätin Gysin.

dem Sozialismus zugewandt. Seit zwei Jahren amtiert sie als Präsidentin der Gewerkschaft Transfair, die 13 000 Angestellte aus dem Bereich des Service public vertritt, unter anderem die Post, die SBB oder die Bundesverwaltung. Knallhart setzt sie sich dafür ein, dass Staatsbedienstete, die heute zu den privilegiertesten Arbeitnehmern gehören, noch besser dastehen. «Es konnten überall tragbare Lösungen gefunden werden», erklärte sie im Dezember stark untertreibend, als feststand, dass etwa das Bundespersonal für das Jahr 2022 einen Teuerungsausgleich von 2,5 Prozent absahnt.

Aus ihren eigenen Finanzen macht sie kein Geheimnis. 2021 habe sie rein aus Taggeldern als Nationalrätin 59 000 Franken verdient, sagt sie. Dabei muss Gysin als Grüne einiges investieren, um ihren Job in Bern zu behalten: 20 Prozent dieses Betrages liefert sie den Schweizer Grünen und ihrer kantonalen Sektion im Tessin ab.

Klima, Gender, Gewerkschaftlerin, eine junge, berufstätige Mutter – fast idealtypisch deckt Gysin alles ab, was in linken Kreisen im Moment hip ist. Seit der Debatte, ob Schweizer Waffen in einen Kriegsschauplatz reexportiert werden sollen, gibt es plötzlich auch ein entscheidendes Unterscheidungsmerkmal zwischen der SP und den Grünen. Schluss mit der Einschätzung, dass es sich bei den beiden Parteien um eineiige Zwillinge handelt.

Gysin zählt sich ganz klar zum Lager, das verhindern will, dass hiesiges Kriegsgerät in der Ukraine zum Einsatz kommt: «Es ist eine Scheindebatte und ein Ablenkungsmanöver.» Für den Ausgang des Krieges spiele es keine Rolle, ob diesen drei Gesuchen zugestimmt würde. «Doch für die Rechtssicherheit in diesem Land wäre es problematisch.» Das Ausland hätte dann den Beweis, dass die Schweiz ihre Gesetze auf Druck anpassen würde. Das Land könne und müsse seine Solidarität mit der ukrainischen Bevölkerung mit anderen Massnahmen zeigen als mit Waffenexporten – zum Beispiel mit humanitärer Hilfe, grosszügiger Aufnahme von Flüchtlingen, der konsequenten Suche nach Geldern von Oligarchen oder mehr Einflussnahme beim Rohstoffhandel. So könnten wir die Ukraine viel effektiver unterstützen, und das ohne dass wir unsere Werte und Gesetze anpassen müssten.

Pazifistische Wurzeln

Mit dem Streit über die Waffenlieferungen hat sich tatsächlich eine Kluft zwischen der SP und den Grünen aufgetan. Entscheiden sich linke Wähler für die Genossen, wird die Neutralität weiter geschliffen. Geht es nach dem Willen der SP-Rennleitung, könnte eidgenössisches Kriegsgerät in Zukunft im Krieg zum Einsatz kommen. Umgekehrt die Grünen. Sie wollen in dieser schicksalhaften Frage auf ihrer

Position verharren. Die Partei bekennt sich zu ihren pazifistischen Wurzeln, die neben dem Umweltschutz und dem Ruf nach sozialer Gerechtigkeit seit der Gründung der Bewegung Ende der siebziger Jahre eine zentrale Rolle spielen.

Grüne und SP gehen getrennte Wege. Wie sich das auf die Wählergunst auswirken wird, scheint im Augenblick offen. Auf jeden Fall sind grüne Politikerinnen wie Greta Gysin jetzt bereit, die Unterschiede zu benennen

Plötzlich gibt es ein entscheidendes Unterscheidungsmerkmal zwischen der SP und den Grünen.

und die bisherige Harmonie zu stören. Auf die Frage, ob die Öko-Partei in Zukunft auch einen Bundesratssitz der Sozialdemokratie angreifen soll, sagt sie, es gebe keine Denkverbote. «Gerade in den Kantonen, in denen die Grünen eine Regierungsrätin oder einen Regierungsrat stellen, zeigt sich: Umweltpolitik kommt einfach schneller und besser voran mit einer grünen Vertretung in der Exekutive.» Bei ihnen stünde das Klima-Thema an erster Stelle. Es sei deshalb wichtig, dass ihre Partei schon bald Einsitz in der Landesregierung nehmen könne.

Auf die Nachfrage, ob sie diese Vertreterin sein soll, reagiert sie mit einem Schmunzeln.

Deutschland steht auf

Erschütterte Bürgerinnen und Bürger demonstrieren in Berlin für den Frieden. Sie lassen sich von Politik und Medien nicht länger ins Bockshorn jagen.

Roman Zeller

Berlin

Trotz Schneeregen und eisigen Temperaturen sind am 25. Februar 2023 50 000 Personen aus ganz Deutschland vor dem Brandenburger Tor zusammengekommen, um für den Frieden zu demonstrieren. Sie folgten dem Aufruf der Publizistin Alice Schwarzer und der Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht, den Initiantinnen des Friedensmanifests, das innert kürzester Zeit 600 000-mal unterschrieben wurde.

Wer sich mit den Teilnehmern unterhält, merkt schnell, die Stimmung ist angespannt. Die Angst vor einer Eskalation geht um. Wir sprechen mit Müttern und Vätern, die sich um

Sympathieträger Selenskyj ist aus Sicht der Demonstranten nur ein vermeintlicher Held.

die Zukunft ihrer Kinder sorgen. Eine sagt: «Ich möchte nicht, dass mein Sohn in einen Weltkrieg hineingezogen wird.»

Die Menschen sind erschüttert über die Politik. In ihren Stimmen schwingt Verzweiflung mit, dass Staatschefs wie Erdogan und Xi Jinping die letzten Hoffnungsträger sind, um einen Frieden zu vermitteln.

Der weltweite Sympathieträger, Ukraine-Präsident Wolodymyr Selenskyj, ist aus Sicht der Demonstranten nur ein vermeintlicher Held. «Warum zieht er uns da mit rein?» «Weiss er, wo das enden wird?» «Ist ihm das Risiko bewusst?» Ein Security-Mitarbeiter, in Berlin geboren, mit kurdischen Wurzeln, sagt direkt: «Die Forderungen nach Waffen sind krank; die wissen doch alle nicht, was sie tun!»

Journalisten auf Nazi-Safari

Die Redner – vom zugeschalteten amerikanischen Ökonomen Jeffrey Sachs über Brigadegeneral a. D. Erich Vad bis hin zur Linken-Legende Oskar Lafontaine – erhalten frenetischen Beifall. Vereinzelt Gegendemonstranten versuchen, die Kundgebung zu stören. Sie brüllen irgendetwas von «Nazis», was die Journalisten

geradezu elektrisiert. Immer wieder zwängt sich ein Kameramann durch die Massen, gefolgt von einem Mikrofonträger. Der friedliche Samstagmittag verkommt für die Kollegen zur Nazi-Safari, zur Jagd nach Extremisten und Spinnern.

Mag sein, dass sich unter den 50 000 Demonstranten auch einige Durchgeknallte tummeln. Doch der überwiegende Teil der Friedensbewegten sind normale Bürgerinnen und Bürger, junge, aber auch ältere, darunter auffällig viele Frauen, dazu Kinder mit selbstgemalten Plakaten.

Wer Medienberichte über «Rechtsradikale», «Antisemiten» und «Verschwörungstheoretiker» liest, wundert sich kaum, dass sich die Menschen in Deutschland nicht mehr trauen, ihre Meinung frei und überzeugt zu äussern. Wer, wie an diesem Nachmittag, etwas Falsches sagt, wird von der Kamera eingefangen, um die Friedensdemonstration als Ganzes zu diskreditieren.

Die berühmte AfD-Frage

Das *Spiegel*-«Investigativ-Team» befragt einen Mann, vielleicht 35-jährig, kurzgeschorene, schwarze Haare, dunkelblaue Winterjacke, ohne dass er es will. Was er denn hier mache? Warum er einen Angriffskrieg rechtfertige. «Aber es stimmt doch, dass Putin ein Kriegsverbrecher ist?» Die entnervte, verärgerte Antwort – «Was soll ich denn dazu sagen? Was wollen Sie von mir hören?» – war wohl genau das, was die Medienleute wollten.

Hinter der Bühne bricht Linken-Doyen Oskar Lafontaine ein Gespräch ab, weil er mit Suggestivfragen gelöchert wird. Von journalistischer Neugier, einem ehrlichen Interesse an der Meinung des Interviewten, ist nichts zu spüren.

Erich Vad, Brigadegeneral a. D. und Ex-Kanzlerin Angela Merkels langjähriger Berater in Sicherheits-

fragen, ein gestandener Militärexperte, gibt nach seinem ersten Auftritt auf der Bühne dem Sender Welt TV ein Interview. Kaum beginnt er zu sprechen, folgt die berühmte AfD-Frage. Warum man sich nicht klarer von diesen Schmuttelkindern distanzieren? Was er davon halte, dass auch Rechte für den Frieden mitdemonstrieren? Vad, Kreuzfeuer-gestählt, bleibt ruhig. Danach sagt er: «Wir haben echt ein Debattenproblem. Diese Meinungseinfalt ist beängstigend.»

Immerhin: Das Licht am Ende des Tunnels schimmert. Dass sich so viele Deutsche zusammenfinden, um für Frieden zu demonstrieren, ihre Meinung kundzutun, trotz politischem und medialem Gegenwind, macht Hoffnung. Die Stimmung kippt. Alice Schwarzer sagt: «Der Pfropfen ist aus der Flasche. Jetzt wird diese bisher schweigende, eingeschüchterte Mehrheit laut und öffentlich und sichtbar.»



Die Stimmung kippt: Berlin, 25. Februar 2023.

Wann platzt die Schweiz?

Die Zuwanderung schadet der Lebensqualität. Die negativen Auswirkungen auf Schulen, Wohnraum, Verkehr und Umwelt werden zum politischen Sprengstoff.

Reiner Eichenberger

Das schnelle Bevölkerungswachstum in der Schweiz wäre unproblematisch, wenn alle für den Wohlstand wichtigen Faktoren zu konstanten Kosten beliebig vermehrt werden könnten. Doch bei vielen Faktoren geht das nur zu überproportional steigenden Kosten, etwa bei Boden, Infrastruktur und Umweltgütern. Das Bevölkerungswachstum macht es auch schwieriger und teurer, Ziele zur Energie- und Nahrungssicherheit sowie Emissionsreduktion zu erreichen.

Zudem müssen viele Aufgaben wegen gesetzlichen, sprachlichen und inhaltlichen Anforderungen von Einheimischen ausgeführt werden, etwa in den Bereichen Verwaltung, Justiz, Polizei und Erziehungswesen. Weil diese Aufgaben mit der Bevölkerung mitwachsen, müssen immer mehr Schweizer dafür angelockt werden – und fehlen so anderenorts. Deshalb ist die Personenfreizügigkeit ein Haupttreiber des Fachkräftemangels – und macht aus den Schweizern ein Volk von Beamten, Juristen, Polizisten und Kleinkinderziehern.

Die schnelle Infrastrukturerweiterung verursacht viele Fehler, die unsere Lebensqualität mindern. So wird der Schienenverkehr ohne Rücksicht auf die zukünftigen enormen Unterhalts- und Betriebskosten ausgebaut. Ein anderes Beispiel ist der neue Fernverkehr-Doppelstockzug FV-Dosto. Die SBB haben sich 2010 unter dem Druck der Bevölkerungs- und

Verkehrsexplosion für diese katastrophalen Wackelzüge entschieden, die den Fahrkomfort um viele Jahrzehnte zurückwerfen.

Personenfreizügigkeit bringt Boni

Schliesslich gefährdet das schnelle Bevölkerungswachstum den Kern des Schweizer Wohlstands. Dieser beruht auf grosser Flexibilität der Arbeits- und Wohnraummärkte. So viel Marktflexibilität ist politisch nur mehrheitsfähig, wenn ihre Gewinner und Verlierer politisch gleichberechtigt sind. Bei der Personenfreizügigkeit aber sind ihre Hauptgewinner die Zuwanderer, also Personen ohne Wahlrecht in der Schweiz. Deshalb ist Personenfreizügigkeit ein antiliberales Projekt: Die Gratiszuwanderung nimmt den Schweizern die Eigentumsrechte an ihrem Land weg und auch die Anreize, für flexible Märkte einzutreten.

Als Folge werden die bisherigen Inhaber von Arbeitsplätzen und Wohnraum zunehmend durch Regulierungen geschützt, was die Märkte ineffizient macht. Dadurch leiden vor allem die jungen Einheimischen, die noch keine geschützten Stellen und Wohnungen haben.

Zugleich wurde das Erfolgsgeheimnis der Schweiz ausgehebelt. Sie wurde trotz eher tiefen ausgewiesenen Wachstumsraten zum reichsten Land Europas, weil ihre Wirtschaft dank ihrer hohen Flexibilität immer in Branchen hineinwachsen konnte, die im Weltmarkt gerade besonders gut liefen. Das brachte eine anhaltende reale Aufwertung des Frankens, dank welcher der Konsum schneller wachsen konnte als die Produktion, denn die Leute erhielten mehr Kaufkraft. Seit rund zehn Jahren ist diese einzigartige Wohlstandsquelle versiegt – auch weil die Personenfreizügigkeit die Regulierung und damit die Inflexibilität verstärkte und den Fokus auf tumbes Breitenwachstum statt intelligente Wohlstandsgewinne lenkte.

Nun fordern viele, den Fachkräftemangel und so den Zuwanderungssog zu lindern, indem die einheimischen Arbeitskräfte – sprich: Frauen – stärker in den Arbeitsmarkt integriert werden. Das ist Unsinn. Erstens macht jetzt alles, was die Effizienz steigert, die Schweiz

noch attraktiver für die Zuwanderung von Firmen (also Arbeitsplatzanbieter) und Individuen zugleich und verschärft so all die erwähnten Knappheiten. Zweitens bringt mehr Marktarbeit gar nicht mehr Effizienz. Denn wenn Frauen vermehrt bezahlt arbeiten, braucht es zusätzliche Fachkräfte, um ihre Kinder, Familien und Haushalte zu betreuen. Die Vollkosten für ein Kind in der Krippe betragen rund 3000 Franken pro Monat. Das mittlere Markteinkommen für Frauen liegt um 6000 Franken

Alles, was die Effizienz steigert, macht die Schweiz noch attraktiver für die Zuwanderung von Firmen.

für eine Vollzeitstelle. Somit haben Frauen, die ihre zwei Kinder selbst betreuen und ihren Haushalt selbst führen, oft eine weit höhere Wertschöpfung als Frauen, die im Markt arbeiten und ihre Kinder betreuen lassen.

Der Unterschied ist nur: Wer in der Familie arbeitet, zahlt darauf keine Steuern. Wer im Markt arbeitet, zahlt darauf Steuern. Manchen Predigern von «Frauen in den Arbeitsmarkt» geht es deshalb weniger um Frauenrechte oder Minderung des Fachkräftemangels als schlicht um zusätzliche Steuereinnahmen.

Genauso geht es manchen Befürwortern der Personenfreizügigkeit nicht um die Steigerung von individuellem Wohlstand und Lebensqualität im Land, sondern um das Wachstum der Bevölkerung und damit des gesamten Bruttoinlandproduktes, also der Steuereinnahmen und der Umsätze von Firmen – sprich: der Budgets, der Macht und der Boni von Managern und Verwaltungschefs. Diese Interessengegensätze und ihre Verheimlichung in der öffentlichen Diskussion machen aus dem schnellen Bevölkerungswachstum wahren Sprengstoff für die Schweiz. Diese Zeitbombe muss entschärft werden, sonst knallt's.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg und Forschungsdirektor beim Center for Research in Economics, Management and the Arts (Crema).



Peking knüpft ein globales Machtnetz

China versammelt eine Mehrheit der Weltbevölkerung hinter seiner Globalen Sicherheitsinitiative und dem Friedensprogramm für die Ukraine. Der Westen verliert an Durchsetzungskraft.

Frank Sieren

Die jüngste Uno-Abstimmung täuscht: 141 Länder sind zwar für einen Rückzug Russlands aus der Ukraine, dies bei 32 Enthaltungen und 7 Gegenstimmen. Das Ergebnis hat jedoch nur symbolischen Wert. Es verpflichtet zu nichts.

Die harte, globale Währung sind die Sanktionen gegen Russland, mit einem nach wie vor ernüchternden Ergebnis aus Sicht des Westens: Über 170 von 193 Uno-Staaten ziehen nicht mit. Auch beispielsweise Brasilien nicht, das dennoch für die Resolution gestimmt hat. Brasiliens Uno-Botschafter Ronaldo Costa Filho betonte, dass «wahllos verhängte Sanktionen der Wiederaufnahme des Dialoges nicht dienlich sind».

Insgesamt haben nur rund 15 Prozent der Weltbevölkerung, die 45 Prozent der Wirtschaftskraft vertreten (Nato, Japan, zum Teil Südkorea), Sanktionen gegen Russland verhängt. 84 Prozent der Weltbevölkerung mit 55 Prozent der Wirtschaftskraft halten nichts davon.

Indien sucht Vermittlung

Die von China lancierte Global Security Initiative (GSI) und die Friedensposition zum Ukraine-Krieg sprechen sich gegen Sanktionen aus und bündeln damit die globale Mehrheit. Achtzig Länder und Organisationen unterstützten die GSI, sagt Peking. Das erscheint nicht übertrieben. Im Zentrum dieser Bewegung stehen Hand in Hand die Diktatur China und die Demokratie Indien. Beide haben sich bei der Uno-Abstimmung der Stimme enthalten. Sie allein vertreten mit 30 Prozent der Weltbevölkerung über einen Viertel der Weltwirtschaft und über die Hälfte des Weltwirtschaftswachstums. Auch die nichtwestlichen G-20-Länder ziehen am gleichen Strang. Sie haben in der G-20 inzwischen die Mehrheit, wo es anders als in der Uno keine Vetorechte gibt. Dies gilt in Peking als der grösste Erfolg der Initiative: Westliche Haltung lässt sich nicht mehr durchsetzen.

Peking



Hand in Hand: Xi Jinping (l.), Narendra Modi, 2014.

«Die Spaltung vertieft sich», stellte die *New York Times* am vergangenen Wochenende nach einem G-20-Treffen von Top-Wirtschaftspolitikern in Indien ernüchtert fest. Indien hat in diesem Jahr die Präsidentschaft der G-20 inne. Premierminister Narendra Modi verurteilt weder Russland für den Angriffskrieg, noch kritisiert er die USA. Er betont jedoch, nur mit einer «inkluisiven Agenda» könne man das Vertrauen der Welt zurückgewinnen. Dafür stehe Indiens G-20-Präsidentschaft unter dem Motto: «Eine Welt, eine Familie, eine Zukunft». Modis Position ist klar: Indien habe «seit dem Ausbruch dieses Krieges darauf hingewiesen, dass dieser Krieg auf dem Wege des Dialogs und der Diplomatie gelöst werden muss». Und Indien stehe bereit, an jedem Friedensprozess teilzunehmen und einen Beitrag dazu zu leisten, «im Inter-

esse einer Lösung, die unser Vertrauen in multilaterale Institutionen auch weiterhin bestärkt».

Im G-20-Abschlussdokument ist denn auch nur von «dem Krieg in der Ukraine», den «die meisten Mitglieder verurteilen», die Rede und «den unterschiedlichen Positionen» der Uno-Resolution. Klar ist: Die westliche Haltung lässt sich in der G-20 erst einmal nicht mehr durchsetzen. Der deutsche Bundeskanzler Olaf Scholz, der am Wochenende seinen Antrittsbesuch in Indien machte, kritisierte Modi dafür nicht, zeigte sich aber uneinsichtig: Er sei sicher, «dass auch unter den Ländern, die nicht mitgestimmt haben, die allermeisten das als einen Angriffskrieg bewerten».

Die aufsteigenden Länder, welche die GSI unterstützen, haben einen anderen Blick auf die Welt als der Westen: Da war erst die Zeit des unerbittlichen Kolonialismus der Europäer, vor allem des British Empire. Es folgte der Kampf um die Welt Herrschaft der Sowjetunion und der USA im Kalten Krieg. Es folgten die auch militärischen Alleingänge der USA als mächtigsten Akteurs der Welt ab den 1990ern.

Und nun Russlands Angriffskrieg gegen die Ukraine. Die Welt solle sich entscheiden, fordern Moskau und Washington.

Doch das gelang schon im Kalten Krieg nur bedingt. Die sogenannten Blockfreien hielten dagegen. Damals waren sie noch zu schwach. Nun aber stellen sie die Mehrheit der Welt, sind wirtschaftlich stark und fordern die Minderheit des Westens heraus. Peking und Delhi locken ihre Partner mit der Aussicht, dass der globale Süden selber gemeinsam entscheiden könne, was richtig und falsch, was gut und böse sei, dies nach folgendem Tenor:

- Globales Mehrheitsprinzip statt hegemonialer Alleingänge
- Eigene Sicherheitsinteressen nicht auf Kosten anderer verfolgen
- Territoriale Integrität wahren
- Verhandlungen statt Sanktionen und Krieg

– Globale Institutionen ausbauen und respektieren, vor allem die Uno.

Der Westen mahnt hingegen, die internationale Weltordnung werde angegriffen, da müssten alle gegen Russland zusammenhalten. Zuletzt versuchte es die US-Finanzministerin Janet Yellen jüngst beim G-20-Treffen. Die Antwort der Aufsteigerländer: Das ist nicht unsere Weltordnung, nicht unser Krieg.

Europa läuft die Zeit davon

Die Nachteile dieser neuen Initiative liegen allerdings auch auf der Hand:

Erstens: Die vielen Länder mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen und Entwicklungsständen sind schwierig zu managen. Das erfordert sehr viel mehr Abstimmung und Kompromissbereitschaft und kostet Zeit.

Zweitens: China hat wenig Erfahrung als Weltmediator. Peking agiert wie eine Schildkröte auf neuem Terrain: geht langsam, bleibt im Zweifel stehen und zieht den Kopf ein.

Drittens: Die hegemonialen Züge Chinas im Südchinesischen Meer und in Bezug auf Taiwan fallen gemäss der neuen Initiative nicht unter zwischenstaatliche Auseinandersetzung, sondern unter den Schutz der territorialen Integrität. Das ist selbst für Chinas Nachbarn schwer akzeptabel, auch wenn die allermeisten Staaten Taiwan nicht als Nation anerkennen.

Viertens: Militärisch ist die Minderheit des Westens noch weitaus stärker. Allerdings wäre ein amerikanischer Krieg gegen China, die Führungsmacht der Aufsteiger, ein Weltkrieg.

Die grösste Stärke der Initiative sehen Peking und seine Alliierten genau in dem, was der Westen bemängelt, im Interpretationsspielraum der Uneindeutigkeit: Die GSI entfaltet ihre Anziehungskraft aus unterschiedlichen Perspektiven auf die Welt. Die kleineren aufsteigenden Länder können sich damit schützen: gegen die Zumutungen der USA, gegen das um sich schlagende Russland, aber auch gegen die Muskelspiele der neuen Weltmacht China.

Peking wiederum kann mit der GSI die Dominanz der USA schwächen, Russland zähmen, und das ohne hässlichen hegemonialen

Alleingang, sondern als der Stärkere in einer globalen Mehrheit. Auch Putin könnte womöglich damit leben. Die GSI habe dem Westen (vor allem den USA) Grenzen gesetzt und Russland werde von den Aufsteigern respektiert – so könnte seine Interpretation lauten. Das könnte er zu Hause als Erfolg verkaufen.

Sogar die USA könnten sagen: Die GSI habe verhindert, dass Russland jemals wieder andere Länder überfalle und China übermütig werde.

Und die Europäer hätten wiederum ihren eigenen Blickwinkel: Nie wieder kann Europa von Mächtigeren in eine Richtung gezwungen werden. Gut so. Sie würden auf Russland zeigen, aber eben auch auf China. Und manche würden dabei auch an die USA denken. Bis dahin ist es ein langer Weg. Aber immerhin: Erstmals haben die Aufsteiger eine realistische Chance, die globale Sicherheit in all ihren Facetten, von Kriegsverhinderung bis Terrorismusbekämpfung, nach eigenen Vorstellungen zu gestalten. Das motiviert, es zu versuchen.

Doch nun geht es erst einmal um den nächsten Schritt. Da kommt der Pekinger Zwölf-Punkte-Ukraine-Plan ins Spiel. Er mag viele Beobachter im Westen enttäuscht haben. Doch viel mehr war realistischerweise nicht zu erwarten. «Das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht», lautet ein chinesisches Sprichwort. Immerhin wird der nächste Schritt offensichtlich, wenn man darauf achtet, was

Erstmals haben die Aufsteiger eine Chance, die globale Sicherheit nach eigenen Vorstellungen zu gestalten.

im Zwölf-Punkte-Papier nicht steht. Es fordert einen Waffenstillstand und Gespräche, ohne Voraussetzungen. Der Westen hingegen fordert den völligen Rückzug Putins aus der Ukraine als Voraussetzung für Friedensgespräche.

Wer wird sich nun in dieser Frage durchsetzen, nachdem es für Sanktionen keine Mehrheit gibt? Die aufsteigenden Länder unter der Führung Chinas jedenfalls betonen: Wir haben keinen Zeitdruck. Der Krieg ist weit weg.

Europa hingegen laufe die Zeit davon. Deutschlands Wirtschaft schrumpfte, es herrscht Inflation. Die erste grosse Friedensdemonstration hat in Berlin bereits stattgefunden. Auch in den USA regt sich Widerstand gegen die Kosten des Krieges. Nach einer repräsentativen Umfrage vom Januar wollen 40 Prozent der Amerikaner, dass die USA sich aus globalen Konflikten heraushalten, und nur 17 Prozent wollen, dass ihr Land sich einmischt. Dieser Tage reist Bundeskanzler Scholz ohne Delegation und Medien nach Washington. Er hat offensichtlich etwas Wichtiges zu besprechen.

Frank Sieren lebt seit 1994 als Wirtschaftsjournalist in Peking. Er veröffentlichte zahlreiche Bücher über China, zuletzt «Shenzhen – Zukunft made in China».

Notrecht ohne Schranken?

Vor Covid-19 war der Begriff «Notrecht» für die meisten Schweizer bloss Theorie – falls sie ihn überhaupt kannten. Inzwischen scheint der Bundesrat das Mittel als alltägliche Massnahme zu verstehen. Rasant und ohne Hindernisse lässt sich so durchsetzen, was man sich gerade wünscht.

Die Sanktionen der EU gegen Russland hat die Landesregierung auf Basis der Notrechtskompetenz übernommen. Als Grundlage diente diese auch, als es im Kampf gegen



Rasant: Corona-Hinweisplakat.

die Energiekrise um den Bau eines Reservekraftwerks im Aargau ging. Die Hemmungen, auf dieses letzte Mittel zu setzen, sind gesunken. Das birgt Probleme, wie der Zürcher Jurist Artur Terekhov sagt. «Notrecht tritt von heute auf morgen in Kraft, benötigt keine Zustimmung des Parlaments und untersteht nicht dem Referendum.» Zwar gebe es sicher Situationen, in denen das Notrecht angebracht sei. Aber wenn man dagegen nicht gerichtlich vorgehen könne, lasse sich die Rechtmässigkeit einer Notverordnung nicht überprüfen, so Terekhov.

Kantonales Recht sieht heute schon vor, dass Notverordnungen vor Gericht gelangen können. Auf Bundesebene gilt das nicht. Eine Zürcher Standesinitiative verlangt deshalb, dass nationales Notrecht vor Bundesgericht angefochten werden kann. Derzeit werden Unterschriften gesammelt.

Das Initiativkomitee, das Artur Terekhov präsidiert, zeigt, dass es bei der Frage nicht um Parteigrenzen geht. Vertreten sind SVP, FDP, GLP, Libertäre Partei und «Aufrecht»; dazu kommen parteilose Juristen. Der Zürcher Nationalrat Balthasar Glättli (Grüne) brachte bereits früher einen ähnlichen Vorstoss ein, scheiterte damit aber im Ständerat. Ist die Standesinitiative erfolgreich, würde künftig das Bundesgericht innerhalb von drei Monaten nach dem Eingang einer Beschwerde entscheiden, ob eine Notverordnung rechtmässig ist oder nicht.

Stefan Millius



Helvetischer Energie-Kolonialismus

Die Zürcher planen einen rekordverdächtigen Windpark im Kanton Thurgau. In Amlikon-Bissegg und Thundorf regt sich Widerstand.

Hubert Mooser

Der Zürcher Regierungsrat Martin Neukom (Grüne) machte letzten Herbst vor den Medien grossen Wind für eine Ökostrom-Offensive. Die Energiekrise zeige deutlich, wie wichtig eine saubere, unabhängige Energieversorgung sei. Und dass hier die Windenergie auch im Kanton Zürich einen Beitrag leisten könne. Nur hat dieser Plan einen Schönheitsfehler: Die Zürcher wollen ihre Windenergieträume auch anderswo realisieren – und das kommt nicht überall gut an.

So planen die Elektrizitätswerke des Kanton Zürichs (EKZ) auf dem Wellenberg der Thurgauer Gemeinde Thundorf den Bau von acht gigantischen Windrädern. Das Unternehmen begründet das Projekt mit der klaren politischen Aufforderung, im Inland in erneuerbare Energien zu investieren. Die Deckung der Winterstromlücke sei ein zentrales Thema, der Zubau von Windenergie eine Antwort darauf.

Rekordaufmarsch

Vielleicht ist es die falsche Antwort, wie der Widerstand zeigt, auf den der Windpark stösst. In Amlikon-Bissegg, dem Nachbardorf der Standortgemeinde Thundorf, kam es im Dezember 2022 anlässlich einer Versammlung zu einem Rekordaufmarsch. Die Einwohner verlangen ein Abstimmungsrecht, weil drei Windräder direkt an der Gemeindegrenze zu stehen kämen, keine 400 Meter vom bewohnten Weiler Wolfikon entfernt.

Das will man nicht einfach schlucken. «Zentimeter trennen uns von einem Abstimmungsrecht», sagt der Wolfiker Fabian Meyerhans, der zusammen mit Heinz Wendel und einem Vertreter vom Gemeinderat in die Begleitgruppe zum Bau des Windparks Wellenberg delegiert wurde und den Widerstand organisiert. Spät sei man über diesen Windpark informiert worden, so Meyerhans weiter. «Wir durften auch lange nicht in der Begleitgruppe Einsitz nehmen.» Ein Teil des Ärgers richte sich aber auch gegen die EKZ, deren Pläne man als Energie-Kolonialismus empfinde.



Schwerwiegende Eingriffe in die Landschaft.

Dabei sind die Bewohner dieser Thurgauer Gemeinde nicht gegen erneuerbare Energie. «Wir sind sogar eine Mustergemeinde in dieser Hinsicht», sagt Heinz Wendel. «Wir produzieren aus erneuerbaren Energieträgern mehr Strom, als wir selber verbrauchen.» Aber drei gewaltige Windturbinen direkt vor der Haus-

Die Schweiz ist und bleibt kein Windland. Genau das ist der wunde Punkt.

türe, das wolle man nicht akzeptieren. Zumal diese mit einer Nabenhöhe von 166 Metern und einer Gesamthöhe von 246 Metern alle in der Schweiz gängigen Dimensionen sprengten. «Auf dem Wellenberg käme das höchste Bauwerk der Schweiz zu stehen, und dies gleich in achtfacher Ausführung», sagt Wendel.

Die EKZ versprechen, dass der Windpark Strom für 18 000 Haushalte liefern wird – wenn der Wind bläst. Und genau das ist bei solchen Projekten der wunde Punkt. Die Schweiz ist und bleibt kein Windland. Seit Ausbruch des

Ukraine-Kriegs erhalten unter dem Stichwort «Energiekrise» viele Windkraftprojekte Auftrieb. Während der laufenden Frühlingssession will der Nationalrat nun eine Beschleunigung der Verfahren für Windparks beschliessen; man will die rechtlichen Hürden senken, und das nationale Interesse an Windkraftwerken soll höher gewichtet werden als Natur- und Heimatschutz.

Grüne Zurückhaltung

Dabei geht es zum Teil um schwerwiegende Eingriffe in die Landschaft. Allein die drei Windräder an der Grenze zu Amlikon-Bissegg beanspruchen fast 27 000 Quadratmeter Landschaft – für Fundament, Kranstell-, Lager- und Erschliessungsflächen, für Terrainanpassungen sowie die Netzanbindung. Die Grünen, die gerne den Verlust von Biodiversität beklagen, geben sich hier auffallend zurückhaltend.

Wohl aufgeschreckt durch den Widerstand in der Nachbargemeinde, hat jetzt auch die Standortgemeinde Thundorf einen Marschhalt verfügt. Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis sich auf dem Wellenberg ein paar Windräder drehen. Falls überhaupt.

Leidenschaft für Denunziation

Die Meldestelle für Antifeminismus ist ein Instrument zur Cancelung von Kritikern.



Die Corona-Pandemie war auf vielen Ebenen ein erhellendes Erlebnis für mich. Nicht nur was den deutschen Staat und seine Praktiken anbelangt, sondern auch in Bezug auf das Verhalten der eigenen Mitbürger. Corona – das war die Entfesselung des inneren Gartenzaun-Nazis, der in vielen Deutschen geschlummert hat. Endlich konnte man seiner Leidenschaft für Denunziation und deutsche Gründlichkeit unverfroren nachgehen, wenn beim Nachbarn plötzlich fünf Paar Schuhe statt nur zwei vor der Tür standen oder im Restaurant nebenan die Abstandsregeln nicht eingehalten wurden. Verständlich, dass insbesondere Linke dieser Zeit hinterhertrauern, wenn sie verzweifelte Tweets darüber absetzen, dass niemand, ausser ihnen selbst, noch eine Maske in der Bahn trägt.

Aber was wäre die Ampelkoalition für eine linke Regierung, wenn sie diesen aufmerksamen Menschen ihre Lieblingsbetätigung nehmen würde, die doch so dringend benötigt wird, um sich zu vergewissern, dass man selbst auf der guten Seite der Geschichte steht? Also gibt es jetzt eine «Meldestelle für Antifeminismus». Und weil bei Meldestellen immer so ein wenig DDR-Wind mit weht, lagert man das Ganze an eine Nichtregierungsorganisation aus. In dem Fall an die Amadeu-Antonio-Stiftung (AAS). Nur dass das eben nicht viel nützt, wenn die Stiftungsvorsitzende Kahane heisst und früher für die Stasi tätig war.

Überhaupt stellt sich die Frage, was hier mit «Antifeminismus» gemeint ist. Ich würde mich zum Beispiel, obwohl ich eine emanzipierte Frau bin, nicht als Feministin bezeichnen, weil ich ein Problem mit ideologischen Ismen und kollekti-

vistischen Ideen von Gruppenzugehörigkeiten nach Geschlecht, Hautfarbe und Co. habe. Alice Schwarzer ist für mich eine Feministin. Aber vermutlich würde man selbst diese vermeintliche Gewissheit bei der Amadeu-Antonio-Stiftung abstreiten, weil Schwarzer sich – wie J.K. Rowling und viele andere klassische Feministinnen – kritisch zur Transideologie äussert.

Nein, was die Amadeu-Antonio-Stiftung vor allem meint, ist eine woke Auslegung dessen, was «antifeministisch» beziehungsweise frauenfeindlich ist – und das könnte letztlich sogar Frauen treffen, die sich für Frauenrechte einsetzen.

Als Beispiele für Antifeminismus werden deshalb nicht etwa Fälle von unterdrückten muslimischen Frauen genannt, auch meint die Stiftung sicherlich nicht die Beleidigungen von Jan Böhmermann, der Frauen wie die Biologin

Es geht explizit nicht um strafbare Handlungen. Das Gefühl zählt, nicht die tatsächliche Strafbarkeit.

Marie-Luise Vollbrecht und die Autorin Birgit Kelle in seiner Sendung als «Scheisshaufen» bezeichnete, weil sie darüber schreiben, dass es nur zwei biologische Geschlechter gibt. Nein, gelistet werden vielmehr unter anderem solche Punkte wie die «Mobilisierung gegen die Gender-Ideologie» oder auch «Angriffe auf die Arbeit von Gleichstellungsbeauftragten» sowie «Organisierte Angriffe auf Frauen, queere Menschen und Einrichtungen».

Dabei geht es explizit nicht um strafbare Handlungen. Relevant sei nicht, ob etwas unter der Strafbarkeitsgrenze liegt, sondern «die antifeministische Dimension». Im Mittelpunkt stünden «die Erfahrungen der Betroffenen». Oder mit anderen Worten: Das Gefühl zählt, nicht die tatsächliche Strafbarkeit. Zweck der Meldestelle sei es, «antifeministische Vorfälle sichtbar zu machen».

Klar ist, dass damit jedoch nicht die Gefühle von Frauen gemeint sind, die sich wie Vollbrecht und viele andere gegen eine absurde woke Ideologie und für biologische Tatsachen einsetzen und dafür seit Monaten unter Dauerfeuer stehen. Vielmehr unterstützt die AAS mit dem Sheroes-Projekt Transfrauen wie Janka Kluge, die sich im Netz am Mobbing gegen Vollbrecht beteiligte und hierfür erfolgreich abgemahnt wurde. 2000 Euro Gerichtskosten übernahm die Stiftung, die aus Steuergeldern finanziert wird, für Kluge. Die ideologische Schlagseite dürfte auch hiermit geklärt sein.

Wenn es der AAS um eines nicht geht, dann um Antifeminismus oder die Bekämpfung von Frauenfeindlichkeit. Es geht um ein weiteres Instrument zur Cancelung von Kritikern einer Ideologie, die systematisch Transrechte vor Frauenrechte stellt und deren Protagonisten biologische Tatsachen zur Hassrede stilisieren wollen, um Gegenrede unmöglich zu machen. Staatlich gefördert vom grünen Familienministerium mit 133 000 Euro. Unter normalen Umständen ein waschechter Skandal. Im Land der Gartenzaun-Nazis nur eine weitere Methode, um seiner Leidenschaft nachzugehen.

Die Treue der Untreue

Von der Unmöglichkeit der ewigen Liebe und anderen Unzulänglichkeiten.

Michael Bahnerth

Keine Ehe, keine Partnerschaft ist so fest wie die Bahn eines Planeten. Liebesbahnen zwischen Menschen sind Kometen, gehen ihren eigenen Weg durch die Felder der Fliehkraft und der Gravitation. Manche verbrennen auf ihrer Reise, manche kollidieren, und manchmal finden einige einen Weg durch alles hindurch und bleiben unverehrt.

Ein noch grösseres Rätsel als der Urknall scheint der Drang des Menschen, sich mit einem anderen in lebenslänglicher Absicht zusammenzutun. Das mag am Verliebtsein liegen, diesem Big Bang der Gefühlsgalaxien, in dem sich die eigene Zeit und der eigene Raum aufblähen, und man möchte den Zauber dieses zeitfernen Raumes für immer bei und in sich wissen, was nur mit dem andern geht, also bleibt man zusammen. Und stellt dann, ein paar Raumzeiten später, fest, dass die kosmische Blase auch nur war wie ein Luftballon, dem gerade die Luft entweicht. Schon erstaunlich; allem gewähren wir eine Halbwertszeit, nur die Ehe, die Liebe sollen ewiglich halten.

Fauxpas des Menschen

Wahrscheinlich war es ein evolutionär-romantischer Fauxpas des Menschen, sich im Laufe der Zeiten ein Beziehungsmodell zu schaffen, das auf der Ewigkeit der Liebe fusst, der Treue und dem Glauben, ein einziger Partner reiche für das ganze Leben. Welche grandiosen Flügel der Hoffnung haben ihn da getrieben, welcher Mut zur Illusion, welches Vertrauen in die Ro-



„Dann wollen wir doch mal die Zuschauer umzappen...“

mantik? 2000 Jahre lang wurde das Modell verfeinert und festgezurrert, und jetzt, so mehren sich die Anzeichen, geht der mit viel zu viel Erwartungen aufgeblähten Ehe die Luft aus. Das Leben in Kleinfamilien wird gerade unlebbar, der darin wandelnde Realismus zwischen Job, Kind und einer diffusen Selbstverwirklichung da und enttäuschten Erwartungen dort treibt die sich einst Liebenden an jene Ränder des gemeinsamen Seins, an denen man sich für immer verloren bleibt.

Grösster Totengräber der Beziehung ist gemäss Studien die Untreue. Sie ist jedoch nur dieser Tropfen, der ein ganzes Fass zum Überlaufen bringt. Wenn alle Ehen wegen der Untreue scheitern, dann, so könnte man simpel

Allem gewähren wir eine Halbwertszeit, nur die Ehe, die Liebe sollen ewiglich halten.

folgen, würde es genügen, die Treue von der Liebe abzukoppeln, den Menschen klarzumachen, dass Freundschaft das Fundament einer jeden Zweierbeziehung ist, und nicht die Gefühlswellen und -welten aus einem purpurnen Land. Sie dorthin zurückschicken, wo sie schon einmal waren; vielleicht nicht in die Steinzeit, als sich alles mit allem paarte, oder ins Mittelalter, wo die Zeiten hart, das Paarungsverhalten aber frivol war, sondern zur Ehe als Zweckgemeinschaft. Und wenn dann der Existenzdruck im alltäglichen Miteinander steigt und mit ihm zeitgleich die Sehnsucht nach Abwechslung und Erlösung, wenn alles sich anfühlt wie endloser Regen, und man braucht nichts so dringend wie ein bisschen Sonne, dann soll der Mensch dorthin gehen, wo er die Sonne vermutet, soll sich wärmen und verbrennen und danach zurückkehren und so erleichtert und befreit wie möglich weitermachen.

Man darf jedoch bei der Untreue als Stachel im Fleisch der Beziehung nicht die Ursache mit der Wirkung verwechseln. Die Wirkung ist, glaubt man all den verfügbaren Studien, meist



Big Bang der Gefühlsgalaxien:

das Ende der Ehe – oder der Anfang davon. Viel aufschlussreicher sind die Ursachen, all jene Tage und Nächte im abnutzungsreichen Paarleben, die die Untreue zuerst Möglichkeit oder Hoffnung und dann vielleicht Tatsache werden lassen.

Untreue braucht einen Körper

Das Problem der Untreue ist eines, das kaum religionspezifisch ist. Sie kennt keine Grenzen, sie grassiert überall auf der Welt ausser im Polygynie-Gürtel, den Landstrichen der Vielweiberei, also etwa in Zentral- und Westafrika, da und dort in Arabien und in der Uneinsehbarkeit des amazonischen Dschungels. Dasselbe gilt für die Polyandrie, also eine Frau mit mehreren Männern; sie findet an den Rändern der Welt statt, im Himalaja, in Bhutan,



Nicole Kidman und Tom Cruise in «Eyes Wide Shut» (1999).

auf den Marquesas-Inseln. Man kann hier in unseren Breitengraden die Vorteile für Leib und Leben nur ahnen, Studien dazu gibt es nicht; wahrscheinlich einmal, weil es dort kein Thema ist, und dann, weil hier diverse Fundamentsträger unseres Gesellschaftskonstrukts in der Ehe das Fundament des Staates und ein wesentliches Element von Gottes Vorstellung und Plan sehen.

Eine weitere und moralische Frage ist, wo Untreue beginnt; laut einer Studie (Parship) beginnt sie für ein Drittel der Frauen und der Männer bereits, wenn geflirtet wird. Faustregel ist, dass sie für Frauen eher beginnt als für Männer. So ist ein Kuss auf andere Lippen als jene des Partners für zwei Drittel der Frauen, aber nur für die Hälfte der Männer ein Prolog der Untreue. Pornos gucken halten beide

Geschlechter für «unkritisch», wie die Studie festhält. Das bedeutet, dass Untreue zwar im Kopf beginnt, aber einen Körper braucht, um als solche wahrgenommen zu werden.

Experten und Expertinnen von renommierten Frauenzeitschriften machen fünf Gattungen der Untreue aus. Da ist die sexuelle, dann die emotionale, anschliessend die romantische, und am Schluss sind die intellektuelle und die «cyberische», das ist digitale Untreue, eine Affäre im virtuellen Raum. Die gefährlichste Untreue scheint die sexuelle zu sein, weil ein mächtiger Trieb da drinsteckt, aber in vor allem akademischen Umfeldern scheint die intellektuelle ein noch grösseres Gefahrenpotenzial in sich zu bergen.

Bei der intellektuellen Untreue flirtet der Geist, küssen sich die Seelen und befruchten

sich die Gehirne. Da ist Verständnis, Wahrgenommen-Werden, da sind Samen, die eine Erde finden, da ist Einklang, da sind neue Welten. Nur, ist das Untreue, wenn ein Mann oder eine Frau ausserhalb der Beziehung einen Resonanzkörper für geistige Nahrung findet?

Die allgegenwärtige Schwierigkeit ist, dass es für einen einzigen Menschen ein Ding der Unmöglichkeit ist, sämtliche Felder der Liebe, der Zuneigung, der Libido und des Logos ab-

Die Frage ist, ob das, was man dazugewinnt, in Balance ist mit dem, was man verliert.

zudecken. Wie auch? Keiner und keine ist ein «Master» oder eine «Mistress of the Universe». Natürlich nähern sich zwei Menschen, die im gemeinsamen Verbund durchs Leben tapsen, einander an, die Reibung erzeugt Verluste, aber auch Wärme. Da sind zwei Menschen, die jeweils die Schwächen des andern ertragen, das ist eine schöne Sache, aber sie hat ihren Preis.

Zwei ewige Seelen in der Brust

Man bezahlt ihn täglich in Form all der kleinen und grossen Kompromisse, man erwünscht und hofft gleichzeitig, man gelangt an Schmerzgrenzen und darüber hinaus, man findet einen Modus Vivendi, und die Frage ist, ob das, was man dazugewinnt, in Balance ist mit dem, was man verliert; die Möglichkeit, sich in einem anderen Menschen kongenialer wiederfinden zu können.

Aber im Grunde sind solche Gedanken überflüssig, weil das Leben in Zweiergemeinschaften nach einer gewissen Zeit immer gleich verläuft; da ist zuerst Feuerwerk, dann Glut, dann ist Asche, die vielleicht zu fruchtbarer Erde wird. Wenn nicht, erkaltet sie, also geht der Mensch auf die Suche nach einem neuen Feuerwerk, und der ganze Prozess beginnt wieder von vorne. Bis er ein gewisses Alter erreicht, ab dem die Zweisamkeit mit ihrem Vertrauen und ihrer Gewohnheit ganz gut lebbar scheint.

Nie wird klar, was der Mensch beabsichtigte mit der Ehe oder der Partnerschaft für immer. Was die Evolution sich dabei gedacht hat, bleibt auch im Nebulösen. Im Tierreich binden sich höchstens 4 Prozent aller Lebewesen für ein ganzes Leben aneinander; offenbar ist das eine erfolgreiche Strategie. Auf der anderen Seite bietet die von den Menschen als Paarmodell favorisierte Monogamie den Vorteil einer behüteten Kinderaufzucht, und wir vermehren uns ja auch ganz flott. Es ist, als ob, wie überall in den Sphären dessen, was existiert, zwei Kräfte im Widerstreit liegen würden.

Das sind die zwei ewigen Seelen in der Brust eines Menschen; er kann stets das Gute und das Gegenteil davon. Manchmal geht es gut aus, manchmal nicht.

Kanton Aargau gängelt Windisch

Mieter haben die Kündigung erhalten, damit Asylsuchende untergebracht werden können. Die Gemeinde fühlt sich übergangen.

Joyce Küng

Die Aargauer Gemeinde Windisch ist in den Schlagzeilen, weil fast fünfzig Mietern gekündigt wurde, um Asylbewerber unterzubringen. Die Gemeinde wurde am 17. Februar durch den Kantonalen Sozialdienst über die geplante Eröffnung einer Asylunterkunft in den Liegenschaften Zelglistrasse 9 und Mülligerstrasse 11/13 informiert. In den Liegenschaften wohnen Personen, die Sozialhilfe beziehen.

Die Gemeinde hat laut ihren Angaben ihre ablehnende Haltung gegenüber diesem Entscheid deutlich zum Ausdruck gebracht und in einem Schreiben vom 22. Februar an den Kantonalen Sozialdienst verlangt, vor weiteren Schritten informiert zu werden. Sie sei jedoch nicht informiert worden, als am 24. Februar die ersten Mieter mit Kündigungen wegen der bevorstehenden Asylunterkunft konfrontiert wurden.

Regierungsrat erklärt Notstand

Der Gemeinderat wehrt sich vehement gegen die Vertreibung der Bewohner und kritisiert den Kanton wegen mangelnder Zurückhaltung und Verhältnismässigkeit. «Die Mitarbeitenden der Gemeindeverwaltung und der Gemeinderat sind überrascht und schockiert über die Art und Weise, wie mit ihren Bürgerinnen und Bürgern umgegangen wird», heisst es in der entsprechenden Medienmitteilung vom 27. Februar. Die Gemeinde Windisch forderte den Kanton auf, auf die Vermietung der betroffenen Liegenschaften zu verzichten und fair mit allen Betroffenen umzugehen.

Zur jüngeren Vorgeschichte: Der Regierungsrat des Kantons Aargau hat am 13. Januar den Notstand im Asylbereich ausgerufen. Mit dieser Ausrufung und dem Erlass einer Notverordnung hat der Regierungsrat zusätzliche Handlungsmöglichkeiten geschaffen, um die notwendigen Plätze für geflüchtete Menschen sicherzustellen: «Falls dereinst auch diese

Kapazitäten [Sanitätsstellen, Red.] ausgeschöpft sein sollten, könnten im äussersten Notfall Gemeinden sowie Privateigentümer per Beschlagnahmungsverfügung verpflichtet

Die Gemeinden müssen Asylsuchende aufnehmen, bis diese 0,9 Prozent der Bevölkerung ausmachen.

werden, auch anderweitige geeignete Liegenschaften zur Verfügung zu stellen.» Der Regierungsrat werde von dieser Möglichkeit zurückhaltend und unter Wahrung der Verhältnismässigkeit Gebrauch machen, heisst es in der Medienmitteilung weiter.

Auf Anfrage der *Weltwoche* gab der Kantonale Sozialdienst Aargau lediglich eine allgemein zugängliche Stellungnahme heraus. Daraus geht hervor, dass es um eine «reguläre Anmietung zweier Altliegenschaften geht, deren Sanierung in nächster Zeit bevorsteht (und nicht um eine Beschlagnahmung)». Weiter bestätigt er den Erhalt des Schreibens des Gemeinderates Windisch; man werde dieses in den nächsten Tagen beantworten. Der Kanto-

nale Sozialdienst wolle die bestehenden Differenzen nicht über die Medien austragen.

Laut Grundbuchamt Laufenburg ist eine Firma aus Wollerau SZ Eigentümerin der Liegenschaften. Diese hat die Kündigungen ausgesprochen und mit dem Kanton einen neuen Mietvertrag ausgehandelt. Die Details der Verträge sind noch nicht bekannt.

Ständig auf der Suche nach Immobilien

Da es sich um ein reguläres Mietverhältnis handelt, kommt das ordentliche Mietrecht zur Anwendung. Die Kündigungsfristen sind je nach Art des Mietobjekts unterschiedlich: Eine Wohnung kann mit einer Frist von drei Monaten gekündigt werden, Geschäftsräume mit einer Frist von sechs Monaten, möblierte Zimmer und separat vermietete Parkplätze mit einer Frist von zwei Wochen. Diese gesetzlichen Kündigungsfristen können von den Parteien nicht verkürzt werden. Sie können jedoch vertraglich verlängert werden. Ausserdem muss eine Kündigung nur auf Verlangen des Mieters begründet werden.

Eine Entspannung der Verhältnisse ist nicht zu erwarten. Am 24. Januar haben die Kantone vom Staatssekretariat für Migration (SEM) die Asylprognose für das laufende Jahr erhalten. Die beiden wahrscheinlichsten Szenarien gehen von 24 000 bis 40 000 neuen Asylgesuchen aus. 2022 wurden in der Schweiz rund 24 500 neue Asylgesuche eingereicht. Dies entspricht bereits einer Zunahme von rund 64 Prozent gegenüber 2021. Zudem wurden aus der Ukraine knapp 75 000 Gesuche für den Schutzstatus S gestellt. Wie aus dem Kanton Zürich zu erfahren ist, sind die Gemeinden verpflichtet, Asylsuchende aufzunehmen, bis diese 0,9 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Wenn sich der Aufenthaltsstatus von Personen ändere, müssten die Gemeinden jederzeit bereit sein, sofort zu reagieren, um die Quote wieder zu erfüllen. Deshalb sind sie ständig auf der Suche nach geeigneten Immobilien.



Entspannung ist nicht zu erwarten: Mieter in Windisch.

Überzeugung, Abenteuerlust, Blutdurst

Für die Ukraine kämpfen mindestens 20 000 Söldner aus 52 Ländern.
Eine solche internationale Legion sah man zuletzt im Spanischen Bürgerkrieg.

Wolfgang Koydl

Russische Telegram-Kanäle führen penibel Buch, wenn wieder ein ausländischer Söldner in der Ukraine getötet wurde. Neben dem Namen werden Ort und Zeit des Todes notiert, ergänzt um ein Foto, das säuberlich rot durchgestrichen ist. Mal ist es ein Pole, mal ein Lette, mal ein Australier. Bei den meisten Toten scheint es sich um Briten zu handeln. Sie stellen mit schätzungsweise 3000 freiwilligen Kämpfern in ukrainischen Diensten das zweitgrösste Söldner-Kontingent, vor den US-Bürgern. Die meisten Freiwilligen kommen aus Georgien, deren Kommandeur Mamuka Mamulaschwili viele Kämpfer anderer Nationen auf ihren Einsatz vorbereitet hat.

Waffen werden gestellt

Insgesamt sollen rund 20 000 Männer – Frauen sind so gut wie keine darunter – für die Ukraine zu den Waffen gegriffen haben. Diese Zahl gab der ukrainische Aussenminister Dmytro Kuleba vor einem Jahr an, als auf Weisung von Präsident Wolodymyr Selenskyj die «Legion

Aufschlussreich ist, wo Kiew nicht Freiwillige anwirbt: in Afrika, China und weiten Teilen des Nahen Ostens.

für die territoriale Verteidigung der Ukraine» gegründet wurde. Sie sollen aus 52 Ländern stammen, deren Namen Kiew jedoch teilweise geheim hält, weil einige Regierungen – darunter namentlich die Schweiz – ihren Bürgern den Kriegsdienst für fremde Staaten verbieten. Trotzdem sind auch Schweizer Ukraine-Söldner namentlich bekannt, unter ihnen der Schaffhauser Avi Motola.

Söldner haben seit Anbeginn der Zeiten in allen Kriegen für alle Seiten gekämpft – die einen aus Überzeugung, andere aus Abenteuerlust, manche aus reinem Blutdurst. In der Ukraine kämpfen Freiwillige auch für die russische Seite. Meist handelt es sich dabei um Angehörige der Gruppe Wagner oder um Einheiten des tschetschenischen Präsidenten Ramsan Kadyrow. Die Ukraine hingegen wirbt eine internationale



Fremde Dienste: Ukraine-Kämpfer Motola.

Legion an, wie man sie zuletzt im Spanischen Bürgerkrieg in den 1930er Jahren sah.

Grösste Einheit ist die georgische Legion, die nicht ukrainischem Kommando untersteht, im Gegensatz zu anderen Söldner-Einheiten. So dienen 550 Kanadier in der kanadischen Brigade, in der Norman Brigade finden sich meist Ex-Soldaten aus den USA, Grossbritannien, Australien, Neuseeland und Südafrika sowie Skandinavien, Deutsche und Polen.

Auch Russen kämpfen gegen ihre Landsleute, in der Freien Russischen Legion und im Russischen Freiwilligenkorps. Tschetschenen mischen ebenfalls mit. In ihren Bataillonen finden sich nicht nur Veteranen der Kriege gegen Russland in den 1990er Jahren, sondern in der Gruppe «Ajnad al-Kavkas» (Soldaten des Kaukasus) auch Islamisten mit engen Verbindungen zur Terrororganisation Islamischer Staat.

Damit erfüllen sie die Voraussetzungen der Kiewer Regierung für alle Söldner: Sie müssen über Kampferfahrung verfügen und ihre eigene Ausrüstung wie Schutzwesten oder Helme mitbringen. Waffen werden gestellt. Keine Hinweise gibt die Website zur Höhe des Solds. Schätzungen pendeln wild zwischen 250 und 2500 Euro im Monat.

Aufschlussreich ist, wo Kiew nicht Freiwillige anwirbt: in Afrika, China und weiten Teilen des Nahen Ostens. Erstaunlicherweise taucht aber Russland auf der Länderliste auf. Doch wenn man das Feld anklickt, erscheint keine Botschaftsadresse, sondern die Aufforderung: «Russisches Kriegsschiff, geh und fick dich.»

DIPLOMATIE

Schweiz interveniert bei Ukraines Botschaft

Die diplomatischen Vertretungen Kiews in Bern und Genf werben auf einer eigenen Website Schweizer Bürger als Söldner im Kampf gegen Russland an. Das ist seit 1859 verboten. Für den Präsidenten der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats, Franz Grüter (SVP), ist es darum nicht akzeptabel, wenn ein Staat Bürgerinnen und Bürger in der Schweiz zu widerrechtlichen Handlungen aufruft. «Ich hoffe, dass das EDA hier auf diplomatischem Weg interveniert», sagt der Luzerner.

Das ist offensichtlich bereits geschehen. Beim Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) wird einem jedenfalls beschieden, man habe die ukrainische Botschaft schon mehrmals auf «die rechtlichen Implikationen einer Dienstleistung von Schweizer Staatsangehörigen in einer fremden Armee sowie deren Anwerben aufmerksam gemacht», so ein EDA-Sprecher auf Anfrage. Das EDA gibt weiter zu verstehen, dass nicht bloss der Dienst in einer fremden Armee strafbar sei, sondern ebenso das Anwerben von Schweizerinnen und Schweizern zu solchen Dienstleistungen.

Zuständig für solche Fälle ist die Militärjustiz, die mangels strafrechtlicher Voraussetzungen nicht intervenieren will. Der Verweis auf eine Website reiche nicht, um einen Anfangsverdacht zu begründen. FDP-Ständerat und Aussenpolitiker Damian Müller (FDP) rät dem Bundesrat vorsorglich, er solle eine Sensibilisierungskampagne durchführen, damit diejenigen, die sich (in der Ukraine) engagieren wollten, über die damit verbundenen Risiken (auch auf rechtlicher Ebene) genau im Bild seien. *Hubert Mooser*

Putin und seine Präsidenten

Joe Biden ist der fünfte amerikanische Machthaber, der dem Kreml-Herrscher gegenübersteht. Es ist kein Zufall, dass der Ukraine-Konflikt in dieser Zeit eskaliert.

Thomas Fasbender

Wladimir Putins erste Begegnung mit einem US-Präsidenten fand im September 1999 in Neuseeland statt, vier Wochen nach seiner Amtseinführung als russischer Ministerpräsident. Sein Gegenüber: Bill Clinton. Keine zwei Monate später sehen die beiden sich wieder; Putin vertritt Boris Jelzin bei einem Gipfeltreffen in Oslo. CNN notiert damals, wie offensiv Putin den russischen Krieg in Tschetschenien gegen Clintons Kritik verteidigt. Sie hätten sich zwar die Hand gegeben, einen gemeinsamen Presseauftritt jedoch vermieden.

Im Juni 2000 – Putin ist seit März gewählter Präsident – kommt Clinton nach Moskau. Viel mehr als Putin gilt der Besuch seinem alten Freund Jelzin. Die beiden Politiker verband eine enge, vertrauensvolle Beziehung. US-Vizeausenminister Strobe Talbott schreibt später, Clinton habe zu Jelzin gesagt: «Du hast Demokratie im Herzen. Das Feuer eines

«Ich habe dem Mann in die Augen geschaut. Ich habe einen Eindruck von seiner Seele bekommen.»

echten Reformers im Bauch. Bei Putin bin ich mir da nicht so sicher.» Er habe auch gefragt, ob der neue Präsident eigentlich Grundsätze

habe. Warum er sich mit den Kommunisten gemein mache, warum er die freie Presse unter Druck setze.

In Russland wächst das Misstrauen

Anfang 2001 legt George W. Bush seinen Amtseid ab. Sein ganzer Wahlkampf war von Putin- und Russland-kritischen Untertönen geprägt. Wieder und wieder strich er Clintons Nähe zu Boris Jelzin als Schwäche heraus. Doch gleich nach dem ersten Treffen mit Putin, im Juni 2001 in Slowenien, gibt er zu Protokoll: «Ich habe dem Mann in die Augen geschaut, er ist geradeaus und vertrauenswürdig. Ich habe einen Eindruck von seiner Seele bekommen.» Neben Gerhard Schröders «lupenreinem Demokraten» gehört das Diktum zu den Klassikern der Putin-Beschreibungen.

Die Anekdote bestätigt Putins Talent, bei seinen Gesprächspartnern den Eindruck zu hinterlassen, den er hinterlassen will. Hinzu kommt, dass der russische Präsident Fuss gefasst hat. Das war zu Clintons Amtszeit noch anders. Das Jahr 2000 ist von ungewissen Herausforderungen geprägt: der brutale Tschetschenienkrieg in den ersten Monaten, als Putin alles auf eine Karte setzt, dann der Untergang des Atom-U-Boots «Kursk» im August und der Konflikt mit den Oligarchen Wladimir Gusinski und Boris Beresow-

ski. Dass die Herausforderungen zu Putins Gunsten ausgehen, verdankt er wesentlich seinem Glück und seinem Instinkt, nicht seiner Souveränität. Der junge Amtsinhaber weiss, dass Clinton ihn mit seinem Vorgänger vergleicht. Auch das schafft Unsicherheit, und Putin hasst Unsicherheit.

Mit Bush, dem er an politischer Animalität deutlich überlegen ist, hat Putin keine Probleme. Er weiss ihn zu umgarnen. Nach dem Anschlag auf die Zwillingstürme des New Yorker World Trade Center am 11. September 2001 ist Putin der erste Staatschef, der Bush kondoliert. Im November 2001 treffen sich die Präsidenten mit ihren Ehefrauen auf Bushs texanischer Ranch. Erst die Kündigung des ABM-Vertrags zur Begrenzung von Mittelstreckenraketen durch die USA einige Monate später leitet eine schleichende Entfremdung ein.

Während Bushs Amtszeit, in den zwei Jahren zwischen Putins Rede vor dem Deutschen Bundestag 2001 und der Verhaftung des Ölmagnaten Michail Chodorkowski 2003, erkennen die Weitsichtigen in Ost und West, dass die Träume von der Integration Russlands in die «westliche Zivilisation» oder vom «europäischen Haus» Luftschlösser bleiben werden. Der Einmarsch im Irak 2003, die Farbenrevolutionen im Namen des Demokratieexports – in Russland wächst das Misstrauen.



Putin hasst Unsicherheit: mit Bill Clinton im Kreml, 2000.



«Nein, Wladimir, du bist kaltblütig»: mit George W. Bush in Moskau, 2002.



Realist trifft Schönredner: mit Barack Obama in St. Petersburg, 2013.



«Ich sehe, wir verstehen uns»: mit Joe Biden in Genf, 2021.

Desgleichen in den westlichen Demokratien: Russland entwickelt sich zunehmend autoritär; Freiheiten werden beschnitten, die Medien unter staatliche Kuratel gestellt.

Bei ihrem ersten Gipfel nach der ukrainischen «orangen Revolution» geraten Bush und Putin Anfang 2005 heftig aneinander. Die Zeiten, in denen ein russischer Präsident auf seinen US-Kollegen Rücksicht nahm, sind vorbei. Das bestätigt sich auch bei der Eröffnung der Olympischen Sommerspiele in Peking im August 2008. Am Vorabend hat der georgische Präsident Micheil Saakaschwili mit seinem Angriff auf die abtrünnige Provinz Südossetien den Einmarsch der russischen Armee provoziert – angeblich mit dem Hintergedanken, Präsident Bush werde Putin am nächsten Morgen mit dem Beistand der USA oder der Nato drohen.

Bush erinnert sich an die Aussprache. Putin habe Saakaschwili einen Kriegsverbrecher genannt. Bushs Erwiderung: «Ich habe dich gewarnt, dass Saakaschwili heissblütig ist.» Putin entgegnet: «Ich bin auch heissblütig.» Worauf Bush sagt: «Nein, Wladimir, du bist kaltblütig.»

Obamas Revanche

Zu Barack Obama entwickelt sich erst gar kein persönliches Verhältnis. Bei dessen Amtsantritt 2009 ist Putin Ministerpräsident; sein «Chef» – in Wahrheit Präsident von Putins Gnaden – ist der

Scheinliberale Dmitri Medwedew. Die Aussenpolitiker beider Länder versuchen einen Neuanfang, der aber schon 2011 mit dem westlichen Durchmarsch in Libyen auf Grund läuft.

Nach Putins Rückkehr in den Kreml 2012 wird schon beim ersten Gipfeltreffen mit Obama offensichtlich, wie fremd die beiden Männer einander sind: der idealistische Schönredner und der verschlagene Realist. 2013 gewährt Putin zuerst Edward Snowden Asyl, dem meistgesuchten amerikanischen Landesverräter, dann bootet er die Amerikaner in Syrien aus. Obama revanchiert sich, indem er im Jahr darauf eine offen lesbische Tennislegende als US-Vertreterin zu Putins Winterolympiade schickt und Russland abfällig als Regionalmacht bezeichnet.

Auch Donald Trump gewährt dem beiderseitigen Verhältnis nicht die erhoffte Erholung. Die mutmassliche russische Wahleinmischung zu Trumps Gunsten in Form von Meinungsmanipulationen und Leaks liefert dessen Gegnern die perfekte Munition. In der spannungsgeladenen Atmosphäre seit der Krim-Annexion werden sie alle Versuche einer Normalisierung torpedieren. Hinzu kommen Gerüchte, wonach der Kreml über persönlich kompromittierendes Material gegen Trump verfüge. Dem Amerikaner sind die Hände gebunden, und der Russe findet keinen Zugang zu seinem unberechenbaren, narzisstisch gestörten Amtskollegen. Im Ergebnis wird Trump für die russisch-amerikanischen Beziehungen zum Totalausfall.

Mit Joe Biden kommt ein Mann ins Weisse Haus, der 1973 zum jüngsten US-Senator gewählt wurde. Das Selbstbewusstsein der westlichen Supermacht hat er mit der Muttermilch aufgesogen. Für Putin galt das Gleiche – auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs. Die Attraktion durch den Staat hat ihn 1968 dazu bewogen, sich mit gerade mal sechzehn Jahren beim KGB zu bewerben.

Biden erzählt, er sei Putin erstmals 2011 als US-Vizepräsident begegnet. Anspielend auf Präsident Bushs Bemerkung, habe er ihm ins Gesicht gesagt: «Ich glaube nicht, dass Sie eine Seele haben.» Worauf Putin entgegnet habe: «Ich sehe, wir verstehen uns.»

Reich des Bösen

Man darf das wörtlich nehmen. Nach zwölf Jahren Obama und Trump sitzt wieder ein Mann im Weissen Haus, der den Vorstellungen entspricht, die ein im KGB sozialisierter Russe von

Putin liest Biden als kongeniale Persönlichkeit, als Rivale in einer Welt der Nullsummenspiele.

einem echten Amerikaner hat, jedenfalls von einem amerikanischen Präsidenten. Putin liest Biden als kongeniale Persönlichkeit: Repräsentant des westlichen Imperiums und seiner Macht, Herr einer riesigen Militär- und Wirtschaftsmaschine, Rivale in einer Welt der Nullsummenspiele.

Dass die USA in der Ukraine militärisch und politisch präsenter waren als allgemein bekannt, wussten auch die Russen. Doch mit Donald Trump im Weissen Haus hat das in Moskau nicht sonderlich gestört. Erst Joe Bidens Machtübernahme veranlasst Putin zur Konfrontation. Ende 2020 befiehlt er einen ersten Truppenaufmarsch an der ukrainischen Grenze. Ein Treffen der Präsidenten in Genf bewirkt dann eine vorübergehende Entspannung, doch spätestens gegen Jahresende 2021 ist Putin zum Krieg entschlossen.

Vielleicht liegt die Blaupause des Konflikts im letzten Machtduell des Kalten Kriegs zu Beginn der 1980er Jahre. Die damaligen Protagonisten waren Ronald Reagan und das Putin-Vorbild Juri Andropow – die freie Welt gegen das Reich des Bösen. Das Ergebnis ist Geschichte; die Sowjetunion unter Michail Gorbatschow dankte ab. Fechten Putin und Biden jetzt, als alte Männer, die Konfrontation aus, die den USA und der UdSSR einst erspart blieb?



Totalausfall: mit Donald Trump in Hamburg, 2017.

Die Pandemie, die es nie gab

Eine umfassende Untersuchung von Stanford-Forschern entzieht der Corona-Politik den Boden. Dennoch sind künftige Freiheitsbeschränkungen nicht auszuschliessen.

Stefan Homburg

Anfang 2023 schlug dieser Fachartikel ein wie eine Bombe: Fünf Forscher der Stanford-Universität und weiterer Universitäten, darunter John Ioannidis, hatten herausgefunden, dass die Corona-Erkrankung für Menschen bis siebzig Jahre mit einer saisonalen Grippe vergleichbar ist, für Jüngere sogar noch ungefährlicher. Das stellt fast alles auf den Kopf, was wir uns drei Jahre lang anhören mussten.

Die Ergebnisse beruhen auf einer sogenannten Meta-Studie, die nicht selbst Daten erhebt, sondern andere Studien auswertet – in diesem Fall Dutzende weltweit, deren Daten aus der Anfangszeit der Corona-Krise stammen, als die vermeintlich gefährlichen Typen Alpha bis Delta kursierten und es keinen Impfstoff gab. Die Forscher ermittelten die Zahl der Infizierten aus Antikörpermessungen und verglichen sie mit der Zahl der an oder mit Corona Gestorbenen. Da wegen Datenmangels auch die lediglich «mit» Corona Gestorbenen einbezogen wurden, überschätzen die so ermittelten Fallsterblichkeitsraten die Realität. Kombiniert mit der bekannten Tatsache, dass die Grippe zu Beginn der Corona-Zeit verschwand, und zwar laut WHO weltweit, ergibt sich aus der Vergleichbarkeit von Corona und Grippe die Einsicht: Wir hatten viel Lärm um nichts.

Freiheitsbeschränkungen waren verfehlt

Diese Befunde besitzen eine enorme politische Sprengkraft, und zwar aus folgendem Grund: In letzter Zeit gaben frühere Hardliner zwar durchaus zu, dass ihre Massnahmen überzogen waren. So räumte Lothar Wieler, Chef des deutschen Robert-Koch-Instituts, freimütig ein, die verheerenden Kita- und Schulschliessungen seien unnötig gewesen. Und niemand Geringerer als der deutsche Gesundheitsminister Karl Lauterbach nannte sämtliche Massnahmen im Aussenbereich rückblickend «Schwachsinn».

Hierzu gehörten neben den unseligen Abstands- und Maskengeboten nicht zuletzt die umfassenden Demonstrationsverbote, die den

wohl schärfsten Grundrechtseinschnitt markierten, da sie den Bürgern die letzte Möglichkeit zur Wehr gegen die Corona-Politik nahmen. Die Zahl der verletzten oder mit saftigen Bussgeldern belegten Demonstranten dürfte in die Hunderttausende gehen. Alle diese Eingeständnisse gehen aber am Kern der Sache vorbei: Wegen der Vergleichbarkeit von Corona und Grippe waren nicht bestimmte, sondern sämtliche Freiheitsbeschränkungen verfehlt. Durch anlassloses Massentesten hat man eine vermeintliche Pandemie herbeigezaubert, die es in Wirklichkeit nie gab.

Diese Tatsachen hatten Kritiker wie Prof. Sucharit Bhakdi oder Dr. Wolfgang Wodarg bekanntlich schon im März 2020 formuliert.

Der mancherorts fast drei Jahre bestehende Maskenzwang hatte rein psychologisch-politische Gründe.

Sie erreichen die Öffentlichkeit zeitgleich mit anderen Artikeln, welche die Wirkungslosigkeit der Grundrechtseingriffe belegen. Eine besondere Bedeutung hat hierbei die jüngste Veröffentlichung des renommierten

Cochrane-Instituts, das weltweit als führend in evidenzbasierter Medizin gilt: Laut Cochrane gibt es keinerlei Beleg, dass Masken die Virusverbreitung eindämmen. Der mancherorts fast drei Jahre bestehende Maskenzwang hatte rein psychologisch-politische Gründe, indem er Uninformierten eine akute Gefahr signalisierte und ihre Zustimmung zur Lockdown-Politik erheischte.

Wiederholung möglich

Kombiniert man die vorgenannten Einsichten miteinander, so folgt juristisch, dass die gesamte Corona-Politik in doppelter Hinsicht unverhältnismässig und damit rechtswidrig war: Die Massnahmen waren weder erforderlich, da eine Bedrohung des Gesundheitssystems nicht existierte, noch geeignet, da sie die Verbreitung von Erkältungskrankheiten nicht verhinderten.

Vergleiche von harten Lockdown-Staaten wie Deutschland mit Staaten wie Schweden unterstreichen diesen Befund. Gleichwohl ist zu befürchten, dass sich ein Ereignis wie die Corona-Krise wiederholt. Hierfür spricht erstens, dass die sogenannten Impfstoffe das wohl profitabelste Geschäft der Geschichte waren. Durch Schüren von Angst und Drohung mit weiteren Lockdowns wurden die Menschen massenhaft an eine Spritze getrieben, die sie unter normalen Umständen als experimentelle und eilig getestete Gentherapie abgelehnt hätten.

Zweitens hat sich gezeigt, wie rasch die Bevölkerung solche Ereignisse vergisst. Nur zehn Jahre nach Lancierung der «Schweinegrippe-Pandemie» nebst verheerendem Impfstoff, der nach Erkenntnis der Nebenwirkungen vom Markt genommen werden musste, kann sich fast niemand mehr an diese Generalprobe erinnern. Auch nicht daran, dass in Deutschland mit Christian Drosten und Karl Lauterbach damals dieselben Darsteller auftraten wie in der Corona-Krise.

Stefan Homburg ist emeritierter Professor für Finanzwissenschaften der Leibniz-Universität Hannover. Sein Buch «Corona-Getwitter» erschien kürzlich im Weltbuch-Verlag.



Schöne falsche Loraia

Die Kriminalität in den sozialen Medien wird zunehmend zum Problem. Das Geschäftsmodell heisst Erpressung, doch die Anbieter tun wenig.

Christoph Mörgeli

Sie heisst Loraia und liebt Fitness. Darum heisst ihr Profil auf Instagram «fitloraia». Zum umwerfenden Aussehen kommt ihr Beruf als Retterin der leidenden Menschheit. Denn Loraia ist auch eine Ärztin. Und obendrein auf der Suche nach einem Partner. Wer glaubt, sie chatte in gebrochenem Deutsch oder nur in Englisch, täuscht sich. Loraia schreibt in Mundart, sie arbeite im Zürcher Stadtspital Triemli und besuche ein Fitnesszentrum in Wiedikon. Die gekonnt ins Bild gesetzte dunkelhaarige Schönheit in knappgeschnittenem Kleid und mit einem Glas Wein in der Hand ist ganz erstaunlich ortskundig. Zugefügte Fotos sollen beweisen, dass sie Crossfit betreibt. Rasch schlägt Loraia ein Treffen am Zürcher Hauptbahnhof vor, wo sie die verschiedenen Lokalitäten genau kennt. Zu persönlichen Begegnungen mit den Interessenten kommt es natürlich nie, weil die angebliche Medizinerin sie immer wieder hinausschickt und stattdessen zuerst ein Videogespräch führen will.

Der IT-Unternehmer und *Weltwoche*-Leser Christian Berger* macht uns auf die zahlreichen Fake-Profilen aufmerksam, mit denen junge, attraktive Frauen in den sozialen Medien versuchen, die Opfer zu einem Skype-Videotelefonat zu überreden. Ihr Ziel ist es, aufgrund von dabei geführten Gesprächen oder vorgenommenen Handlungen ihre Chat-Partner mit verfänglichen Aufnahmen in Wort und Bild zu erpressen. Ein aktuelles Beispiel bildet der Instagram-Account von Loraia alias «fitloraia». Das Profil dieser angeblich körperlich so fitten Loraia ist nicht eindeutig als *scamming* erkennbar.

«Scamming» nennt man eine spezifische Form von Internetbetrug mit verlockenden Angeboten, auf die nicht bloss naive Zeitgenossen hereinfallen. Versprochen wird das schnelle Geld, die perfekte Wohnung, die grosse Liebe, der heisse Sex. Die Cyberkriminalität wächst rasant und ist zum erfolversprechenden Businessmodell geworden. Der Gewinn der Betrüger wird laufend optimiert, da sie ständig «Fortschritte» machen und mit immer raffinierteren Methoden aufwarten. Ziemlich vorbei sind also die Zeiten, als fehlerhafte Mails mit dubiosen afrikanischen Absendern noch leicht durchschaubar waren.



Fake-Medizinerin «fitloraia».

Die Tricks und Methoden der Internet-Gauner werden laufend perfektioniert.

Was die schöne Triemli-Medizinerin Loraia beziehungsweise die Person, die sich mit Christian Berger austauschte, offenbar nicht wusste: Ärzte sind allesamt in einem Arztregister eingetragen; doch von ihrem angegebenen Namen fehlt jede Spur. Ausserdem macht es beispiels-

Die gekonnt ins Bild gesetzte dunkelhaarige Schönheit ist ganz erstaunlich ortskundig.

weise die App Reverse Image Search von TinEye möglich, zuverlässig zu überprüfen, ob ein Bild auch anderswo im Internet verwendet wird. So ist das Fake-Profil von «fitloraia» innerhalb einer Minute zu identifizieren, erscheint es doch vierzehnmal im Netz und ist einmal sogar als betrügerisch gekennzeichnet.

Noch bevor IT-Spezialist Christian Berger das Fake-Profil mit der Tatsache konfrontierte, dass sie keine Ärztin ist, hat er das Profil an Instag-

ram gemeldet. Passiert ist in der Folge null und nichts. Die falsche Medizinerin «fitloraia» treibt nach wie vor ihr Unwesen im Netz. Dabei wäre es für Instagram ein Leichtes, bei Meldungen Profile mit «Reverse Image Search» vollautomatisch zu überprüfen und zu sperren. Doch warum sollte Instagram daran ein Interesse haben? Der Wert des Unternehmens bemisst sich ja an der Anzahl User. Und den Fake-Profilen werden die Werbungen genauso angezeigt.

Instagram fürchtet um Werbegelder

Würde der erhebliche Prozentsatz an falschen Benutzern bekannt, wäre sofort auch ein erheblicher Teil des Werbegeldes futsch. Also liegt es im Interesse von Anbietern wie Instagram, nur das Allernötigste gegen die Kriminalität im Netz zu unternehmen. Lieber beugen sie sich der herrschenden Korrektheit der Meinungsäusserung und zensieren politische Aussagen, als dass sie gegen *scamming* vorgehen würden.

Im weltweiten Netz wimmelt es nur so von Betrügereien. Diese beginnen in den sozialen Medien in aller Regel mit einem frei erfundenen Benutzer, welcher kopierte Fotos einer echten Person verwendet, also Fake-Accounts erstellt. Elon Musk hat vor seiner Übernahme von Twitter behauptet, dass mindestens zehn Prozent der Benutzer keine echten Menschen seien. Twitter selber spricht immerhin von fünf Prozent. Sogar von Bundesrätin Viola Amherd existierte über längere Zeit ein Fake-Profil auf Instagram, auf das selbst ihr Amtskollege Alain Berset hereingefallen und diesem offiziell gefolgt war.

Die Eindrücke aus Amherds fleissiger bundesrätlicher Arbeit waren so täuschend echt gemacht, dass ihr auch das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) und das deutsche Verteidigungsministerium folgten. 3500 Follower wurden so von einer unbekanntenen Person veräppelt, bis Amherds Departement den Betrug endlich vermeldete. Obwohl bereits mehr als zehn Vollzeitstellen für den Bundesrat auf Instagram aktiv sind, bleibt die Qualitätskontrolle ungenügend.

*Name der Redaktion bekannt.

«Ouverture» ist sein Zauberwort

Der begnadete Journalist Jacques Pilet entfachte in der Romandie die Europaflamme. Seine Begeisterung für die EU ist ungebrochen. Wir haben den Altmeister besucht.

Christophe Büchi

Der Journalist Jacques Pilet, der diesen Oktober achtzig Jahre alt wird, ist nicht einfach ein Journalist. Man muss seine Überzeugungen nicht teilen, um einzuräumen, dass er in den Jahren 1980 bis 2000 als führender welscher Publizist galt, als «Magister Romandiæ», der mit seinem flammenden Engagement für einen Schweizer EU-Beitritt und mit seinem prophetisch grundierten Pathos die renitenten Politiker vor sich hertrieb. Er war auch die initiative Kraft hinter der Schaffung des Schweizer Kulturzentrums Poussepin in Paris.

Immer wieder rief er die Romands auf, gegenüber der Deutschschweiz selbstbewusster aufzutreten – aber auch, sich für den deutschsprachigen Kulturraum zu interessieren. «Ouverture» war sein Zauberwort. Die Schweiz sollte die Fenster aufstossen und den munter machenden Wind der weiten Welt hereinlassen, so das piletsche Programm.

Nerv der Zeit

Mit etwas zeitlicher Distanz kann man es auch so formulieren: Jacques Pilet verkörperte wie niemand sonst den optimistisch-kosmopolitischen Westschweizer Zeitgeist des ausgehenden 20. Jahrhunderts, und in einem gewissen Mass – über das genaue Ausmass wäre zu diskutieren – hat er diesen Mainstream erst ausgelöst. Keine Frage: Wenn man die Geschichte der französischen Schweiz der letzten

Clarens

Jahrzehnte schreiben wollte, an der Figur von Jacques Pilet käme man nicht vorbei.

Das Pikante ist allerdings, dass der Startschuss zu dieser erstaunlichen Karriere in Zürich fiel. 1981 wollte der Ringier-Konzern den alten Traum von einem Deutschschweizer News-Magazin wahr machen und lancierte das Wochenmagazin *Die Woche*. Der Ringier-Chef-souffleur Frank A. Meyer überzeugte den damaligen Ringier-Chef Heinrich Oswald, dem Deutschschweizer Flaggschiff ein kleines

Seine Kritik an der Corona-Politik und zur Unterstützung der Ukraine hat hohe Wellen geworfen.

welsches Hilfsboot beizugeben (wodurch man auch den welschen Werbemarkt bedienen konnte). Die Zürcher Chefetage stellte sich vor, dass das Westschweizer Pendant *L'Hebdo* vor allem die Beiträge seiner deutschschweizerischen *big sister* übersetzen würde. Als Chefredaktor wurde Pilet geholt, der damals am welschen Fernsehen eine Reportagesendung leitete.

Das Casting erwies sich als durchschlagend. Doch weit davon entfernt, brav die Beiträge der *Woche* zu adaptieren, kochte die Redaktion um Pilet rasch ihr eigenes Stüppchen. Und sie traf den Nerv der Zeit. Während *Die Woche* auf keinen grünen Zweig kam, prosperierte die kleine welsche Schwester und erreichte in kurzer Zeit die beträchtliche Zahl von 40 000 Abonnenten. *L'Hebdo* war mehr als nur ein Magazin: Es symbolisierte einen Lifestyle. Wer es las, war dabei (wo genau, war egal). Dies zeigte sich etwa im Erfolg der Kontaktanzeigen, mit denen *L'Hebdo*-Leserinnen *L'Hebdo*-Leser suchten und umgekehrt. Resultat: Als Ringier *Die Woche* 1982 entmutigt einstellte, wurde das welsche Pendant weitergeführt.

Der Star der Stunde war aber erst auf den Appetit gekommen. Pilet brachte Ringier kurz darauf dazu, den kühnen Sprung auf den französischen Markt zu wagen. In Paris wurde das Lifestyle-Magazin *Emois* lanciert, das aber nach kurzer Zeit eingestellt wurde. Danach

gelang es dem *L'Hebdo*-Chefredaktor, den welschen Marktleader *Edipresse* zur Gründung einer Westschweizer Qualitäts-Tageszeitung zu bewegen. 1991 kam *Le Nouveau Quotidien* (NQ, Untertitel: «Journal suisse et européen») auf den Markt, mit Pilet als Chefredaktor. Im gleichen Jahr präsentierte Euro-Pilet an der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft sein Spektakel «L'Épopée de l'Europe» (Das Europa-Epos) im Botta-Zelt, das gar von der Schweizer Armee zur Vorstellung nach Brüssel transportiert wurde.

Berühmt dank Rousseau

Der NQ war zwar eine junge und freche Stimme, aber der wirtschaftliche Erfolg wollte sich nicht einstellen. 2001 hatten die Eigentümer genug: Der NQ wurde mit dem liberalen und wirtschaftsnahen *Journal de Genève* unter einer neuen Führung fusioniert, woraus *Le Temps* hervorging. Pilet wurde abgelöst und bekam bei Ringier eine Kaderstelle. An der Landesausstellung 2002 (Expo.02) orchestrierte er den Europatag. Doch seine grosse Zeit war vorbei. Auch politisch waren neue Zeiten angebrochen. Die Schweiz begann den bilateralen Weg. Die Europapolitik rückte in den Hintergrund, der EU-Beitritt in weite Ferne.

Es wurde ruhig um Pilet. Er bekam grosse gesundheitliche Probleme, schwebte zeitweise in Lebensgefahr. Hart wurde er 2006 vom frühen Tod seiner Frau, der Fotografin Simone Oppliger, getroffen (ihr gemeinsamer Sohn François Pilet ist heute ein renommierter Journalist). Doch dann kämpfte er sich zurück. Als sein Lebenswerk *L'Hebdo* 2017 eingestellt wurde, war er an der Lancierung des Internetmediums *Bon pour la tête* beteiligt. Dort kommentiert er weiterhin das Weltgeschehen mit der ihm eigenen Verve. Seine kritischen Beiträge zur Corona-Politik des Bundesrats und zur Unterstützung der Ukraine haben Wellen geworfen.

Es ist Zeit, den Altmeister wieder einmal aufzusuchen.

Es ist ein sonniger Wintersonntagnachmittag in Montreux. Auf dem Seequai tummelt sich





Antworten auf alle Fragen: Medienpionier Pilet, 79.

ein buntes Völkergemisch. Der Lac Léman – «Genfersee» sollte man im Waadtland besser nicht sagen – ist eine sich ins Grenzenlose verlaufende, glitzernde Oberfläche. Dahinter schimmern die Savoyer Alpen, das Delta des Rhonetals und die Dents-du-Midi. Weite Perspektive, wohin man sieht.

Der Seeort Clarens, dank Jean-Jacques Rousseau und seinem Bestseller «Julie ou la Nouvelle Héloïse» einst europaweit berühmt und später Sitz der Franz-Weber-Stiftung, ist heute ein westliches Quartier von Montreux. Hier wohnt Jacques Pilet in einem schönen und etwas renovierungsbedürftigen Haus an der

vielfahrenen Seestrasse. Es ist eines der letzten Häuser, in die man noch locker ohne Eingangscodes hineinmarschieren kann – eigentlich ein guter Ort für einen Mann, der gern mit dem Begriffspaar «ouverture» (gut!) und «fermeture» (schlecht!) operiert.

Frank A. Meyer am Telefon

Als Jacques Pilet mir aufmacht, ist er am Mobiltelefon. Aus dem Lautsprecher tönt eine bekannte Stimme. Wer ist das schon wieder? Ach, klar: Frank A. Meyer in Berlin! Offenbar haben sich die alten Kameraden viel zu erzählen, denn ich muss etwas warten, bis unser Gespräch

beginnen kann. Es beginnt mit der Frage an Pilet, woher er, der 1943 in Montreux geborene Sohn eines Zahntechnikers, seine Begeisterung für Europa habe. Sie fängt mit einem faulen Schüler und einem klugen elterlichen Entscheid an: «In der Schule war ich sehr zerstreut und in Deutsch ganz schlecht.»

Letzteres ist für einen jungen Romand eigentlich nichts Aussergewöhnliches, bemerkenswert aber die Reaktion der Eltern: Sie

«Europa: Für mich waren das zuerst der üppige Busen der Pastorengattin und die Augen der Prager Freundin.»

schickten den kleinen Jacques nach Deutschland. «Ich kam 1958 mit fünfzehn Jahren zum ersten Mal nach Göttingen, in die Familie eines Russischprofessors, der Dolmetscher bei einem Treffen zwischen Chruschtschow und Adenauer gewesen war.» Ein Jahr später war er wieder in Göttingen, in der Familie eines Pastors. Als der Junge aus der wohlbehüteten Schweiz mit dem Velo an die DDR-Grenze radelte, spürte er erstmals so richtig den Hauch der Geschichte und erlebte die Teilung Europas. Ihm blieb daneben eine grosse Sympathie für die deutsche Kultur und ein fließendes Deutsch, das ihm später sehr zugutekam. Ein besseres Geschenk hätten ihm seine Eltern nicht machen können.

Romandie als eine Art Überseekolonie

1965 fuhr Jacques Pilet mit einigen Freunden, die filmbegeistert waren wie er, in das frühlingserwachte Prag. Man lernte Frauen und Männer kennen, vor allem Frauen. Und wieder erlebte er so richtig, was Europa sei, erzählt Pilet. Er bückt sich und raunt mir zu: «Pour moi, l'Europpe» (er spricht es tatsächlich aus, als ob das Wort mit drei P geschrieben wäre) «est d'abord un espace de chair!»: ein Einheitsraum des Fleisches gewissermassen, nichts Abstraktes oder Juristisches. Und dann schaut er mir fest in die Augen, fast beschwörend: «Europa: Für mich waren das zuerst der üppige Busen der Pastorengattin und die Augen der Prager Freundin!»

Der vom Hauch der Geschichte faszinierte Pilet wurde nach dem Schulabschluss 1964 Journalist, zuerst beim *Journal de Montreux*, dann in Lausanne bei *24 heures*, danach am Westschweizer Fernsehen. Und dann geschah es: Ringier lancierte *Die Woche*. Pilet erinnert sich: «Frank A. Meyer hat mich angefragt, ob ich die Chefredaktion des welschen Ablegers übernehmen wolle, und ich habe sofort ja gesagt. Mit zwölf Journalisten haben wir angefangen. Das Glück war, dass Ringier-Chef Adolf Theobald kein Wort Französisch konnte und ihm die Westschweiz völlig egal war. Die Romandie war für ihn ein bisschen

ein DOM-TOM-Gebiet, eine Überseekolonie. Und darum hat man uns in Ruhe gelassen. Wir machten, was wir wollten. Nach einem Jahr war *Die Woche* am Ende.»

Weshalb? «Die Welt existierte nicht für sie, sie sprachen nur über die Schweiz. Wir machten genau das Gegenteil.»

In Pilets Fall war da noch ein anderer Erfolgsfaktor: «Man konnte uns nicht etikettieren. In politischen Fragen waren wir kritisch, Drittweltthemen gegenüber aufgeschlossen. Gleichzeitig aber gaben wir Storys über dynamische Unternehmer und Start-ups grossen Raum. Man konnte uns weder links noch rechts kategorisieren.»

Wann aber rückte die Europapolitik in den Vordergrund? «Bis 1989», so Pilet, «sprach man in der Schweiz wenig von der Europapolitik. Aber wir hatten schon einen Korresponden-

«Man konnte uns nicht etikettieren. Man konnte uns weder links noch rechts kategorisieren.»

ten in Brüssel, der schaute, was bei der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, wie sie damals noch hiess, vor sich ging.» Dann kamen 1989 der Fall der Berliner Mauer und der Zusammenbruch der Sowjetunion. Und 1991 brach der Jugoslawienkrieg aus. Plötzlich schien die Teilung Europas vorbei; aber auch die alten nationalistischen Gespenster tauchten wieder auf. Europa konnte, musste zusammenwachsen. Ich sagte mir: Europa wird wiederaufgebaut, und wir müssen dabei sein.» Die Vorstellung,

dass die Schweiz im Abseits verharren könnte, war für ihn Horror: «Ein föderalistisches, geeintes Europa entsteht, und wir, die föderalistische Schweiz, sind nicht dabei! Das kann doch nicht sein!» Pilet erhebt die Stimme: «Das wäre unwürdig! Indigne! Indigne!»

Frisches Blut aus Frankreich

Ich sage mir: Da ist er wieder, der pathetische Pilet-Sound, den man jahrelang am Radio und am Fernsehen gehört hat.

Er redet sich warm, steht auf, geht ans Fenster, zeigt auf den glitzernden See: «Wenn ich am Morgen um sechs Uhr aus meinem Fenster schaue, dann sehe ich überall auf den Strassen die Lichter der Autos der Grenzgänger, die aus Frankreich herüberkommen! Wenn ich diese Arterie betrachte, die frisches Blut in unser Land hineinpumpt, dann sage ich mir: Das ist Europa! C'est ça, l'Europe!»

Mein Gegenüber spricht jetzt laut – nicht so, wie wenn er einen einzigen, reglosen Journalisten vor sich hätte, sondern als spräche er zu einem grossen Publikum. Dann ist sein Vortrag vorüber, und er bietet mir Schokolade an: «Sie ist von einem Chocolatier aus dem französischen Ort Thonon! Ich hoffe, das stört dich nicht!» Wir kommen hierauf auf die berühmte eidgenössische Abstimmung über den Beitritt zum EWR (Europäischer Wirtschaftsraum) zu sprechen, die im Dezember 1992 mit einem tiefen Röstigraben endete. Die Westschweizer Kantone (wie die beiden Basel) sagten klar ja, die Deutschschweiz knapp und das Tessin deutlich nein. Schweizweit wurde die Vorlage knapp abgelehnt. Die Romandie war über-

stimmt, und Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz sprach von einem «schwarzen Sonntag».

Wie weit haben *L'Hebdo* und danach der *Nouveau Quotidien* zur welschen Europhylie beigetragen? Pilet: «Wir haben sicher das Unsere getan, aber wir haben die europafreundliche Stimmung der Romands nicht kreierte. Doch hatten wir das Glück, dass die beiden Westschweizer Bundesräte Felber und Delamuraz die Bedeutung einer Annäherung an die Europäische Union erkannt hatten. Zusammen mit den Bundesräten Ogi und Cotti ergab dies eine knappe Mehrheit im Bundesrat. Sie hatten eine Zukunftsvision für die Schweiz.»

War es aber nicht ein katastrophaler Fehler, dass der Bundesrat kurz vor der Abstimmung ein Gesuch für einen EU-Beitritt in Brüssel eingereicht hatte, werfe ich ein. Mein Gesprächspartner sieht keinen Fehler: «Das war nur ehrlich und klar.» Pilet war schon damals ein Befürworter eines EU-Beitritts, und er ist es auch heute noch, wie aus einem neulich erschienenen Buch in Gesprächsform hervorgeht, das er mit dem früheren *24 heures*-Chefredaktor Jacques Poget herausgegeben hat («Journaliste. Le souffle de l'histoire», Alphil, 2022*). Und auch der Einwand, dass die EU heute weniger in Form sei denn je, lässt er nicht gelten: Wer wisse schon, was in Brüssel genau laufe. Und die britischen Erfahrungen mit dem Brexit zeigten, was passiere, wenn man es ohne EU machen wolle.

Immer noch der junge Pilet

Nichts zu machen: Pilet lässt nichts auf «l'Europpe» kommen, da kann man nachhaken, so viel man will. Es wird auch schon spät. Es läutet an der Wohnungstür. Eine junge Walliser Journalistin kommt herein, die beim Web-Magazin *Bon pour la tête* mitarbeitet. Man stellt sich vor, macht etwas Konversation. Es ist Abend geworden, Zeit zum Gehen. Der Léman, vordem eine leuchtende Oberfläche, ist jetzt ein schwarzes Loch. In Montreux gehen die Lichter an.

Beim Heimkehren ziehe ich Bilanz: Pilet ist immer noch der Alte, das heisst der junge Pilet. Er hat schnelle Antworten auf alle Fragen – ausser auf jene, ob er sich jemals getäuscht habe. Man kann das als Sturheit interpretieren – oder als Treue zu sich. Jedenfalls bin ich versucht, meinen berühmten Kollegen um dessen Absenz von Selbstzweifeln zu beneiden. Denn wenn er je gezweifelt hätte, wäre er nicht Pilet geworden.

Jacques Pilet: *Journaliste. Le souffle de l'histoire*. Editions Alphil, Neuenburg 2022

Christophe Büchi, ehemaliger Westschweizer-Korrespondent von *Weltwoche* und *NZZ*, ist Autor des Standardwerks «Röstigraben. Das Verhältnis zwischen deutscher und welscher Schweiz» (*NZZ Libro*).



«Wir machten genau das Gegenteil»: *L'Hebdo*-Gründer Pilet, 1983.

Kunst ist, über Lady Gaga zu erbrechen

Wenn Frauen genauso provokativ und widerlich sind wie Männer, ist das Gleichberechtigung.



Neulich habe ich in den sozialen Medien die Show einer Sängerin gesehen, die während ihrer Liveshow einem Mann übers Gesicht pinkelt. Sophia Urista, so heisst die Dame, holte 2021 im US-Staat Florida einen Fan zu sich auf die Bühne, gebot ihm, sich hinzulegen, zog dann ihre Hose runter und urinierte auf ihn – während sie weitersang. Später entschuldigte sich die Band Brass Against, die Rocksongs covert, die Sängerin habe es «übertrieben».

Bei einer anderen Bühnenshow wurde die US-Rapperin Cardi B von dem Nationalen Zentrum für sexuelle Ausbeutung kritisiert; die Organisation beanstandete nach den Grammys 2021, die Sängerin würde mit ihrer Show zur «Normalisierung von Porno-Kultur» beitragen, ihre Vorführung könnte «genauso gut aus einem Hardcore-Pornofilm» geschnitten sein. Die Show von Frau B zeigte sie in einem übergrossen Bett, in dem sie sich mit einer anderen Sängerin halbnackt in eindeutig sexuellen Posen drehte und wendete.

Von Lady Gaga ist ein Video aus dem Jahr 2014 aufgetaucht, in dem sie auf der Bühne, verzeihen Sie den Ausdruck, «bekotzt» wird. In einer Liveshow hat sich die von Gaga gefeurte Performance-Künstlerin Millie Brown einen Finger in den Hals gesteckt und eine grüne Flüssigkeit über Gagas Brüste erbrochen – während diese ungestört weitersang. Laut *Vice* habe Brown mit ihrer Performance «inspirieren» wollen; Zuschauer sollten sich Gedanken machen über die weiblichen Schönheitsstandards, denen «Frauen täglich ausgesetzt» seien. Sie würde «Essstörungen verherrlichen», warf ihr damals die Popsängerin Demi Lovato vor.

Interessanterweise wurde – in Zeiten politischer Korrektheit – keine der Darbietungen von den Medien zum Skandal erklärt. Künstlerischer Ausdruck ist ja auch Geschmacksache.

Jedenfalls dachte ich im ersten Moment bei den Brech- und Pinkelszenen: zu schrill, zu eklig. Frauen, die verrückte oder widerliche Dinge tun, berühren mich anders als Männer, die verrückte oder widerliche Dinge tun. Man ist geneigt, hier eine gewisse Voreingenommenheit zu Lasten der Damen zuzulassen; Frauen sollten sich ladylike verhalten, es sind schliesslich

Interessanterweise wurde – in Zeiten politischer Korrektheit – keine der Darbietungen zum Skandal erklärt.

Frauen. Denke ich etwas länger darüber nach, finde ich diese Geisteshaltung eher altmodisch – würde sich an der Stelle ein progressiver Freigeist über mein patriarchales Frauenbild echauffieren, hätte er wahrscheinlich recht.

Männliche Rockstars dekorieren ihre Liveshows seit je mit allerlei übersteigerten Effekten. Und zwar oft als Konsequenz der kritischen Melange; auf Drogen sein und gegen Konformität. Man konnte sich auf die Provokation ihrer künstlerischen Stilmittel, die Lichtjahre über das Musikalische hinausgingen und von den Medien als «Skandal» beschrieben wurden, blind verlassen: Die Band The Who zertrümmerte regelmässig ihr Equipment. Iggy Pop schnitt sich auf der Bühne mit Rasierklingen in die Brust. Die Red Hot Chili Peppers

performten routiniert mit nichts als einem Socken über dem Penis. Marilyn Manson trug Sado-Maso-Outfits und spuckte auch mal ins Publikum. Ozzy Osbourne biss einer Fledermaus den Kopf ab (das war 1982, als ein Fan das Tier auf die Bühne warf, er es für ein Spielzeug hielt und es versehentlich einen Kopf kleiner machte).

Früher waren es vor allem Männer, die auf der Bühne verstörendes Verhalten an den Tag legten. Die Zeiten haben sich geändert, heute integrieren auch Sängerinnen nicht jugendfreie Provokationen in ihre Shows. Das Buhlen um Likes und Aufmerksamkeit ist zäh, obszöne Körperverrenkungen oder das Ausscheiden von intimen Körperflüssigkeiten rechtfertigen demnach als Kapital für maximalen Showeffekt. Und wenn Männer sich keinem künstlerischen Etikette-Diktat unterwerfen müssen, müssen es auch Frauen nicht. Im 2023 fällt das unter Gleichberechtigung, insofern machen die Ladys alles richtig.

Einen kleinen Unterschied gibt es dennoch: Die Rockstars von damals haben ihre verrückten Darbietungen nicht mit einer moralischen Botschaft erklärt. Es war nicht ihr künstlerischer Ausdruck gegen irgendwelche gesellschaftlichen Probleme, sondern sie haben einfach Party gemacht. *That's it*. Man kann es vielleicht so zusammenfassen: Die Absurdität der Bühnenshows hat sich nicht geändert. Die Darstellerinnen von heute verkaufen sie einfach besser.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Putins Gegenschlag?

Nr. 7 – «Terror gegen Nord Stream»
Seymour Hersh über die Sprengung der Gas-Pipelines

Dass die Amerikaner hinter der Sprengung der Pipelines stehen, scheint nach den Recherchen und Enthüllungen des renommierten Journalisten Seymour Hersh sehr plausibel zu sein. Dass zudem die Amerikaner schon vor dem Krieg in der Ukraine gegen den weiteren Ausbau der Pipelines, sprich Nord Stream 2, waren, ist bekannt. Sie warnten immer schon vor der zu grossen Abhängigkeit Europas und speziell Deutschlands von russischen Rohstoffen und besonders von Erdgas. Aber ich frage mich, warum sollte Amerika just in dem Moment, als 2022 die Preise für die fossilen Brennstoffe und allen voran Erdgas sich verzehnfachten wegen hauptsächlich gedrosselter Lieferung der Russen, die Pipelines, die stillgelegt waren, sprengen? Haben sie es getan in der Hoffnung, nun mit der Lieferung von Flüssiggas zum Zug zu kommen? Plausibler für mich ist die Sprengung durch Russland im Auftrag von Putin, der damit der europäischen Wirtschaft nachhaltig schaden wollte als Gegenschlag für die EU-Sanktionen. Zudem hat er dafür gesorgt, dass die Sprengungen den Amerikanern in die Schuhe geschoben werden, um das westliche Bündnis zu spalten in der Hoffnung, dass die Europäer deswegen sauer auf die USA sein werden und dadurch der Zusammenhalt innerhalb der Nato geschwächt wird.

Ronald Wild, Zollikon

Die Gasleitung in die Luft zu sprengen, ohne stichhaltige Beweise, braucht schon gewisse Kapazitäten, die möglicherweise nur Amerika hat. Könnte es nicht so sein, dass die Amerikaner einfach die Handlanger-Arbeiten aus-

führten, auch im Namen von anderen Staaten? Vielleicht sind insbesondere westeuropäische Staaten inklusive Deutschland gar nicht so unglücklich darüber, dass man von Putins Russland vorläufig kein Gas mehr kaufen muss.

Ruedi Hyler, Rüeggisberg

Actio et reactio

Nr. 7 – «Kampfansage an alle, die sich für alternativlos halten» – Philipp Gut über zehn Jahre AfD

Es muss sich fundamental etwas geändert haben in Deutschland, wenn eine Parteineugründung so erfolgreich ist. Vielleicht wäre es für das demokratische System besser, die AfD einzubinden und damit zu entschärfen. Das aktuelle Vorgehen der etablierten Parteien und der Leitmedien erweckt nicht den Anschein eines fairen Umgangs. Doch wie in Newtons Physik folgt aus einer *actio* eine *reactio*, und der Oppositionscharakter der AfD wird dadurch immer mehr verstärkt. Vielleicht steht am Ende das Verbot der Partei, oder aber es bleiben nur noch Grüne und AfD in der deutschen Parteienlandschaft übrig, die einzigen Parteien, die eine sehr deutliche Vorstellung davon haben, wie Deutschland sein sollte. Letzteres wäre ein deutscher Albtraum.

Ewald Duerkheim, Hamburg (D)

Komische Gefühle

Nr. 7 – «Putin wird die Ukraine niemals erobern»
Urs Gehriger im Gespräch mit Anne Applebaum

Man müsste in Dokumenten und Chroniken keine hundert Jahre zurückblättern, um festzustellen, dass die Ukraine immer wieder für Irritationen und Missstimmungen, besonders im Verhältnis zur Sowjetunion, verantwort-

lich war. In den 1950er Jahren war es dann Präsident Chruschtschow, der die Lage zu beruhigen versuchte, indem er der Ukraine die Krim «schenkte». Aber die russischsprachigen Kulturen und Gesellschaften auf der Halbinsel und in weiteren südöstlichen Regionen wurden von Kiew nie richtig akzeptiert. Dies und die Tatsache, dass EU und Nato immer näher und hemmungsloser an «Putins Haustüre» rücken, konnte bei den Herren in Moskau schliesslich gar nichts anderes als, gelinde gesagt, komische Gefühle bewirken. Sollte man mich deshalb ebenfalls zu den «Putin-Verstehern» zählen, so kann ich gut damit leben; die täglichen Kommentare und Stellungnahmen (vorwiegend) westlicher Politiker und Journalisten bestärken mich eher noch in meiner Haltung.

Arno Müller, Kappeln (D)

Alle gegen alle

Nr. 6 – «Befehl zum Gendern»
Marcel Odermatt über Sprachregeln

Während Jahrhunderten ist niemand auf die Idee gekommen, dass unsere Sprache diskriminierend sein sollte. Es ist eine weitere Erfindung der Neomarxisten, wie man die Menschen gegeneinander aufhetzen kann: Kapitalisten gegen die Arbeiterklasse, Frauen gegen Männer, Schwarze gegen Weisse, Kinder gegen ihre Eltern und so weiter. Wer bestimmt, was politisch korrekt ist und was nicht? Was ist uns eine Demokratie noch wert, wenn die Minderheit die Mehrheit bevormundet und bestimmt, wie wir reden und schreiben dürfen?

Elisabeth Viselka, Wolfhausen

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Bernard Ingham (1932–2023) John «Motty» Motson (1945–2023)



Gesicht des Thatcherismus: Sprecher Ingham.

Wenn es eines leibhaftigen Beweises bedurfte, dass Margaret Thatcher keine klassische Konservative war, sondern eine radikale Umstürzlerin, dann war es ihr Pressesprecher. «Er ist einer von uns», pflegte die Eiserne Lady zu sagen – ein erstaunliches Kompliment für einen in der Wolle gefärbten Labour-Mann aus einer Gewerkschafterfamilie in Yorkshire.

Als Beamter hatte Bernard Ingham schon für Labour-Minister als Sprecher gearbeitet, unter anderem für Exponenten des linken Flügels wie Barbara Castle und Tony Benn. Nach Thatchers Wahlsieg schien es daher ausgeschlossen, dass der ruppige Nordengländer mit dem massiven Popeye-Kinn und den beeindruckenden Augenbrauen nun ausgerechnet die Botschaft der Tories verkünden würde.

Doch Thatcher und Ingham waren Seelenverwandte: Aus kleinen Verhältnissen stammend, von hohem Arbeitsethos geprägt, sahen sie sich als Aussenseiter im Widerstand gegen das britische Establishment mit seinen Netzwerken aus altem Geld und Verbindungen aus elitären Privat- und Hochschulen. Noch die Brexit-Entscheidung von 2016 begrüßte Ingham als «sehr britischen Putsch gegen die Elite».

Beide wollten Grossbritannien von Grund auf verändern, beide nahmen bei diesem Unterfangen kein Blatt vor den Mund. Oder wie es die Regierungschefin ausdrückte: «Wir sind beide keine glatten Menschen.» Für den Choleriker Ingham traf das allemal zu.

Es war eine perfekte Paarung. Elf Jahre lang, fast die gesamte Regierungszeit Thatchers, war Ingham Sprachrohr und Gesicht des Thatcherismus – in allen Höhen und Tiefen, vom Falkland-Sieg bis zum Streik der Bergarbeiter. Mit der strikten Neutralität, zu der er als Regierungsbeamter eigentlich verpflichtet gewesen wäre, nahm er es nicht so genau. Die Loyalität zur Chefin ging vor – weshalb er mitunter die Presse auch gegen Minister briefte, wenn die Lady sich ihrer entledigen wollte. Sie erwiderte diese Loyalität. Ingham sei «unersetzlich», meinte sie einmal.

Ingham war ein Vollblutjournalist, wie ihn nur die britische Presse hervorbringen kann. Mit sechzehn Jahren begann er als Lokalreporter bei seinem Heimatblatt, der *Hebden Bridge Times*, für das er bis ins hohe Alter eine wöchentliche Kolumne schrieb – zunehmend gegen den Zeitgeist. Er kämpfte für Kernkraft und gegen Windräder und erklärte seine Geburtsstadt Hebden Bridge zur «Lesben-Hauptstadt». Im Gegensatz zu den Worte und Tatsachen verdrehenden Spindoktoren, die nach ihm britische Politik verkauften, hielt er sich an Fakten – «jeden Zentimeter des Weges, einen steilen Berg hinauf». *Spin* hielt er für anrühliche «schwarze Kunst».

Den Niedergang seines Berufsstandes beklagte er in seiner Autobiografie «Kill the Messenger»: «Ich stelle fest, dass niemand mehr ein Reporter für harte Nachrichten sein will. Reporter sind out. Kommentatoren, Übersetzer, Analysten sind in.» *Wolfgang Koydl*

Wenn es im englischen Fussball etwas zu sagen gab, sass normalerweise John «Motty» Motson am Mikroskop und trug im Auftrag der BBC die Neuigkeiten ins Land. Mit seinem Schafwollmantel und seiner Füstelstimme war er von einem Hauch der Extravaganz umweht – ohne dabei an Bodenhaftung und Volksnähe zu verlieren. Wenn er ein besonders spektakuläres Tor kommentierte, stiess er oft nur ein begeistertes «Oh» in den Äther.

Motson lernte den Beruf des Reporters von der Pike auf – zuerst als Chronist der Tageszeitung in Barnet und später beim *Sheffield Morning Telegraph*. 1968 stiess er als Sportmoderator zur BBC. In seiner Würdigung sagte BBC-Generaldirektor Tim Davie: «John Motson war die Stimme einer ganzen Fussballgeneration – er hat uns durch die Irrungen und Wirrungen der Verbandsgeschäfte, die Höhen und Tiefen der Weltmeisterschaften und natürlich durch die Samstagabende bei «Match of the Day» geführt.»

Zum Schlüsselerlebnis wurde Motsons Kommentar zu Ronnie Radfords berühmtem Weitschusstor, mit dem das unterklassige Hereford 1972 den Erstligisten Newcastle aus dem FA-Cup warf. Damit verschaffte sich der junge Reporter landesweit Gehör. 2001 wurde er von der Queen mit dem Order of the British Empire ausgezeichnet. Als er nach seinem Lieblingsspiel gefragt wurde, nannte er den 5:1-Sieg Englands in der WM-Qualifikation in Deutschland im September 2001: «Ich habe mit England so viele Enttäuschungen erlebt, dass ich nie eine solche Leistung auf deutschem Grund erwartet hätte.»

Vergangene Woche verstummte John Motson für immer. Seinen letzten Abend verbrachte er in seinem Lieblings-Pub in Buckinghamshire, um ein Fussballspiel zu schauen und ein Bier zu trinken. Dies teilten die Wirtsleute mit.

Thomas Renggli



Stimme einer Generation: Motson.

Was hat Viktor Vekselberg Falsches getan?

Die Sanktionspolitik der USA und der EU lebt von der Stimmungsmache gegen Investoren.



Die USA verschärfen ihre Sanktionen gegen Russland und damit verbundene Personen und Firmen. Dies trifft auch die Schweiz. Der in der Schweiz tätige russische Investor Viktor Vekselberg ist ein prominentes Ziel der Feindseligkeiten; die Nebenwirkungen treffen aber unzählige weitere Leute, man kann sagen Zehntausende von Arbeitnehmern.

Allein bei den Schweizer Industriekonzernen Sulzer und OC Oerlikon, an denen Vekselberg grosse Anteile hält, sind etwa 25 000 Arbeitnehmer beschäftigt. Neben diesen zwei Unternehmen ist Vekselberg auch bei den Firmen Medmix, Swiss Steel und Züblin als gewichtiger Aktionär engagiert. Vekselberg ist seit 2018 auf der Sanktionsliste der USA, die in grossem Umfang Vermögenswerte sperren.

Wirtschaftssanktionen sind Streuwaffen, die beim Auftreffen beim Ziel in unvorhersehbaren Verästelungen menschliche und wirtschaftliche Beziehungen und Vermögen zerstören.

Die Beschädigungen laufen auch über politische Verknüpfungen. So hat die Schweiz die Sanktionsmassnahmen der EU gegen Russland übernommen, was sie gemäss Embargogesetz darf, aber nicht muss – und damit hat die Schweizer Regierung von sich aus das Zerstörungswerk verstärkt, das auch viele Schweizer Firmen beschädigt.

Jetzt ist die Stimmung hiezulande so aufgeladen, dass viele die verschärfte Sanktionen der USA gegen Russland befürworten. Für den Fall, dass die EU in Nachahmung ebenfalls einen Gang höher schalten sollte, wäre die Bereitschaft im hiesigen Mitte-links-Lager gross, die Schweiz ebenfalls zum Mitmachen zu

drängen. Schon im Sommer hatten die Sozialdemokraten den Vorstoss gemacht, dass eingefrorene Gelder von Sanktionierten sogar konfisziert werden und einem bestimmten Zweck zugeführt werden sollen.

Was hat denn Vekselberg getan, dass solche Angriffe kommen? Grob gesagt: Er hat mit seiner Renova-Gruppe und Nachfolgefirmer in der Schweiz investiert. Das passte vielen nicht, auch wegen seiner russischen Herkunft und seiner Engagements in der Rohstoffindustrie.

Zudem spielt die auf linker Seite verbreitete negative Darstellung des Investierens eine wichtige Rolle, Investoren werden generell als renditegieriger Zocker kritisiert.

Dabei heisst Investieren vor allem auch, Finanzmittel zur Verfügung zu stellen. Vekselberg hat in der Schweiz im Prinzip die zwei Unternehmen OC Oerlikon und Sulzer gerettet – oder zumindest eines, OC Oerlikon, wo er mit grosser Wahrscheinlichkeit den Niedergang der früheren Oerlikon-Bührle und dann der kurze Zeit Unaxis genannten Gruppe abgewendet hat.

Insgesamt blieb Vekselberg ein langfristiger Ankeraktionär, er war nicht der Zocker, als der er damals kritisiert wurde. Jetzt möchten ihn die Sulzer- und Oerlikon-Führungen loswerden, weil sein Name der Geschäftstätigkeit und dem Ruf der Firmen schade, was auch auf den Börsenwert drücke. Ein Vekselberg-Abschlag. Die Sulzer-Verwaltungsratspräsidentin Suzanne Thoma gab in jüngerer Zeit öffentlich zu verstehen, dass ein Grossaktionär Vekselberg «nicht optimal» sei für Sulzer. Sie gehe davon aus, dass er und sein Umfeld an Lösungen arbei-

ten würden. Aber was sind die Möglichkeiten eines Aktionärs, dessen Vermögenswerte systematisch blockiert werden? Wenn Vekselberg seine Aktienpakete verkaufen würde, käme er gar nicht an den Erlös. Ja, wenn er seine Aktien zu Geld machen würde, wären die Werte wohl noch weniger geschützt vor einer Enteignung, als wenn sie als Sulzer- oder OC-Oerlikon-Titel lagern.

Neue Verbindungen Schweiz–EU

Wie soll es weitergehen mit der Beziehung Schweiz–EU? Die Ökonomen des Instituts für Schweizer Wirtschaftspolitik in Luzern, des Kieler Instituts für Weltwirtschaft und des österreichischen Wirtschaftsforschungsinstituts in Wien haben unterschiedliche Grade der Institutionendichte erforscht.

Resultat: Ein modernisiertes Freihandelsabkommen, wie etwa das Ceta-Abkommen EU-Kanada versprache ziemlich hohe Effizienzgewinne im Handel und liesse der Schweiz relativ viel Freiheit in den Spielregeln. Eine EU-Mitgliedschaft als Extremlösung brächte viel wirtschaftlichen Gewinn, aber erheblichen Souveränitätsverlust. Am andern Ende des Spektrums wäre volle Handelsfreiheit nach WTO-Regeln ohne spezielle Verquickung – das würde die politische Souveränität am wenigsten beeinträchtigen, aber wirtschaftlich etwas kosten. Bei der Frage, was netto am besten wäre, sollte man beachten, dass die Studie den Handelsgewinn des EU-Beitritts relativiert mit dem Hinweis auf ökonomische und politische Harmonisierungskosten. Der Schluss daraus kann lauten: je freier ein Vertrag, desto besser.

KÜNSTLICHE INTELLIGENZ



Grossartige Ingenieursleistung.

Transhumanist Musk behauptet, wir müssten zu Cyborgs werden. Das ist Unsinn.

Seite 54

Diese Automaten werden dem Menschen niemals überlegen sein.

Seite 55

Wie wir diese Technologie einsetzen, bleibt unsere ureigenste ethische Entscheidung.

Seite 57

Der Mensch bleibt die Krone der Schöpfung

Werden wir bald von Computern und Robotern beherrscht? Keine Panik! Der Hype um künstliche Intelligenz beruht auf falschen Vorstellungen. Die Technologie hat ihre Grenzen. Sie wird niemals die natürliche Intelligenz ersetzen können.

Jobst Landgrebe

Mit Chat GPT, dem Textautomaten der Firma Open AI, scheint der Hype um künstliche Intelligenz (KI) einen neuen Höhepunkt zu erreichen. Elon Musk, Yuval Harari oder Nick Bostrom warnen vor der Singularität, einer angeblichen Superintelligenz. Aus ihrer Sicht wird sie uns bald beherrschen – angeblich könne ein Computer ein Bewusstsein und somit einen eigenen Willen und dann übermenschliche Intelligenz erreichen. Transhumanist Musk behauptet sogar, wir müssten zu Cyborgs mit neuroelektrischen Gehirnimplantaten werden, um der Gefahr Herr zu werden.

Das ist alles Unsinn, wie wir noch sehen werden. Und obwohl sich die grossen Meinungsbildner der Geschäftswelt wie Wirtschaftsmedien, Business Schools und grosse Unternehmensberatungen etwas stärker zurückhalten, rufen sie immerhin das Zeitalter der «generativen KI» aus, die angeblich die Kreativität des Menschen erreiche und zahlreiche Probleme der Geschäftswelt wie von Zauberhand löse.

Was ist da dran? Fangen wir zunächst mit der Geschäftswelt an, bevor wir uns der Singularität zuwenden.

Scheitern an der persischen Lyrik

Künstliche Intelligenz (KI) ist nüchtern betrachtet lediglich angewandte Mathematik zur Automatisierung oder Detektion regelmässiger Muster mit Hilfe von Maschinen. Maschinen führen nur das aus, was wir ihnen vorgeben. Eine «generative» oder «kreative» KI gibt es nicht. Schauen wir uns als wichtiges Hype-Beispiel und grossartige Ingenieursleistung die Software Chat GPT einmal genauer an. Ihre technische Architektur kennen wir nicht genau, doch hat sie wahrscheinlich ein Kontroll-

modul, das die Benutzereingaben klassifiziert und dann nachgelagerte Komponenten aufruft, um die gewünschte Ausgabe schrittweise zu berechnen. Die Kernkomponente ist ein Modul, das aus der Zeichenkette einer Eingabe eine Rückgabe-Zeichenkette berechnet. Dieses Modul besteht aus einem oder zwei wahrscheinlichkeitstheoretischen Modellen, die Sprache und auch Computersoftware-Code ausgeben können. Solche Modelle bezeichnet man als Large Language Models (LLMs), und sie werden in mehreren Schritten erzeugt. Dies gilt nicht nur für Chat GPT, sondern auch für die diesem sehr ähnlichen Produkte Bard von Google und Galactica von Meta.

Zuerst wird mit Hilfe eines mathematischen Optimierungsverfahrens aus gewaltigen Beispiel-Textmengen ein riesiges Sprachrohmodell mit Hunderten von Millionen Parametern geschätzt, das die wichtigsten Abfolgen von sprachlichen Zeichenketten abbildet. Dieser Vorgang wird anthropomorph auch als «Maschinenlernen» bezeichnet, obwohl das mit Lernen im menschlichen Sinne nichts zu tun hat. Solche Modelle können aus den hochdimensionalen Verteilungen, die sie enthalten, bedingte Wahrscheinlichkeiten für Zeichenketten berechnen. Gibt man dem Modell eine Zeichenkette, kann es diese um eine Sequenz ergänzen, die der abgebildeten Wahrscheinlichkeitsverteilung der Sprache entspricht. Das funktioniert so gut, dass die Modelle praktisch keine Syntaxfehler mehr machen. Allerdings versteht so ein Modell ganz und gar nicht die Eingabe oder seine eigene Ausgabe, es befolgt lediglich eine sehr komplizierte Rechenvorschrift. Diese ergibt sich aus den beim «Lernschritt» verwendeten Beispieltextrn und den Eigenschaften des Optimierungsverfahrens, die man auf vielfältige Weise einstellen kann.



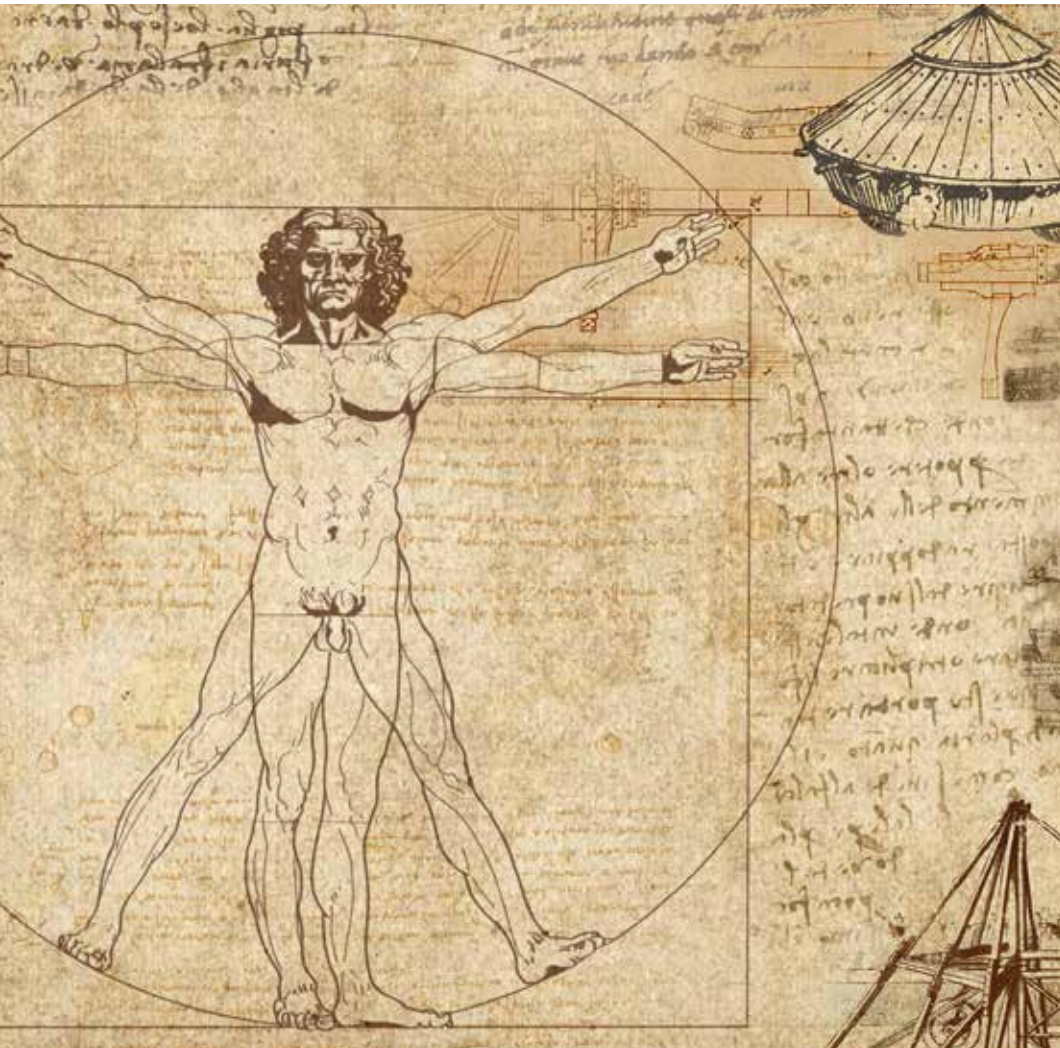
Ständig von Energie durchflossen:

Sodann wird das Rohmodell verfeinert, indem Fragen oder Aufgaben an das Modell gestellt werden. Dieses fasst es als Eingabezeichenketten auf und berechnet eine Ergänzung, die menschliche Annotatoren (im Jargon: «Trainer») bewerten. Mit Hilfe dieser Bewertungen wird das Modell in mehreren Schritten neu parametrisiert, bis die Ausgaben den menschlichen Erwartungen auf den ersten Blick aus-

«Maschinenlernen» hat mit Lernen im menschlichen Sinne nichts zu tun.

reichend gut entsprechen. Man bezeichnet diese Schritte als «überwachtes Verstärkungslernen» (*supervised reinforcement learning*). Letztlich haben wir es nach diesem Schritt immer noch mit einer sehr komplizierten und sehr spezifischen Rechenvorschrift zu tun.

Was sind die wichtigsten Eigenschaften solcher Modelle? Sie erzeugen syntaktisch valide Textausgaben für viele Aufgaben und Fragen, deren Bedeutungsfelder in den Texten häufig vorkommen. Doch erzeugen sie oftmals auch sogenannte Halluzinationen, wieder ein



«Der vitruvianische Mensch» von Leonardo da Vinci, um 1490.

unpassender Anthropomorphismus, der bezeichnen soll, dass die Maschine Pseudofakten ausgibt. Dies geschieht häufiger, wenn es zu dem angefragten Bedeutungsfeld wenig Material in den Trainingstexten gibt. Davon betroffen sind riesige Gebiete der Sprache, die im Internet nicht häufig oder intensiv vorkommen, wie etwa hellenistische Kirchenväter, Sanskritgrammatik, persische Lyrik oder technische Spezialgebiete. Die LLMs können lediglich vorhandene und häufige Sprachstrukturen syntaktisch abbilden, sie können weder generativ noch kreativ sein oder irgendetwas verstehen. Entsprechend begrenzt sind ihre Einsatzmöglichkeiten. Bei allen Anwendungen, bei denen es darauf ankommt, dass die ausgegebenen Texte durchgehend richtig, stimmig und konsistent sind, muss ein sachkundiger Mensch die erzeugten Texte prüfen und korrigieren. Was die Modelle erzeugen, ist oftmals floskelhaft, voller Wiederholungen, einfallslos und nichtssagend.

Schach ist eine geschlossene Welt

Wie irrational der Hype um Textautomaten ist, ist daran abzulesen, dass die Fehler von Galactica im wissenschaftlichen Bereich als so vernichtend aufgefasst wurden, dass Meta die Maschine nach

einigen Tagen Betrieb wieder abstellen musste, um den Reputationsschaden zu begrenzen. Und Google in Folge eines kleinen Sachfehlers bei einer Präsentation von Bard über hundert Millionen US-Dollar Marktkapitalisierung verlor, während Open AI mit weniger als 500 Mitarbeitern und einem geschätzten Jahresumsatz von unter hundert Millionen im letzten Jahr wegen des genauso fehlerhaften Chat GPT auf eine Bewertung von knapp dreissig Milliarden US-Dollar kommt. Es scheint eben nicht auf die Leistungsfähigkeit, sondern auf die richtige Kommunikation und Kontextualisierung dieser Automaten anzukommen.

Könnten diese Automaten aber nicht noch viel besser werden und uns Menschen bald überlegen sein? Besser werden sie sicherlich, uns überlegen aber nicht. Wie Barry Smith und ich in unserer neuen wissenschaftstheoretischen Monografie über KI darlegen, ist natürliche Intelligenz die Eigenschaft eines komplexen Systems. Solche Systeme können wir mit Hilfe der Mathematik immer nur partiell abbilden – vollständige Modelle, die das Verhalten solcher Systeme naturgetreu abbilden, können wir nicht erzeugen.

Komplexe Systeme entziehen sich der mathematischen Modellierung. Die wichtigsten

Gründe dafür sind: evolutionäre Eigenschaften dieser Systeme, ihre Getriebenheit und ihre nicht-ergodischen Charakteristika. All das macht eine vollständige mathematische Modellierung unmöglich, weil die Mathematik keine Instrumente für diese Eigenschaften bereitstellt. Mathematische Modelle spielen sich immer in Räumen einer bestimmten Dimension ab, das Verschwinden

Komplexe Systeme wie natürliche Intelligenz entziehen sich der mathematischen Modellierung.

oder Auftreten neuer Dimensionen in evolutionären Systemen können sie nur sehr schlecht abbilden. Getriebenheit bedeutet, dass komplexe Systeme ständig von Energie durchflossen sind, die sich in unterschiedliche Formen wandeln, wobei die Entropie zunimmt und die Organismen ihre innere Ordnung mit Hilfe der Energie aufrechterhalten. Wir sind nicht in der Lage, für solche Dissipationsvorgänge vollständige mathematische Modelle zu erdenken. Das gilt sogar schon für das allgegenwärtige Phänomen der Turbulenz – wie aufsteigender Rauch oder sich am Strand brechende Wellen.

Weil die Prozesse, die in komplexen Systemen ablaufen, nicht-ergodisch sind, können wir niemals das Verhalten solcher Systeme erfassen. Dies ist einer der fundamentalen Gründe, warum Sprachmodelle nicht richtig funktionieren können. Da Intelligenz eine Leistung des vollständigen tierischen oder menschlichen Organismus ist, benötigten wir vollständige Modelle ihrer Funktion, um sie maschinell abzubilden. Dazu sind wir nicht in der Lage.

Was wir erzeugen können, sind Teilmodelle, die sehr nützlich sein können und oftmals

NOBILIS ESTATE
EST. 2012

Liebenschaften!
www.nobilis-estate.com

Leading REAL ESTATE COMPANIES IN THE WORLD SVIT LUXURY PORTFOLIO INTERNATIONAL

Philosoph Rüdiger Safranski über Goethe und den Transhumanismus: «Im ‹Faust II› wird das Glas mit dem Homunculus darin weggeworfen»

Wir leben in Zeiten des Umbruchs. Unserer Sprache werden die Knochen gebrochen aus Gründen der sogenannten Geschlechtergleichheit, Transhumanisten träumen von Optimierung durch künstliche Intelligenz, und laut Elon Musk wird es binnen Jahresfrist zu neurologischen Chip-Implantaten kommen. Der Lieblingsphilosoph der grossen Tech-Firmen, Yuval Harari, zielt auf den ‹Homo Deus›, den gottgleichen Menschen. Mittlerweile heisst es, künstliche Intelligenz könne über das Programm ChatGPT sinnvolle Texte zu jedem Thema verfassen.

Höchste Zeit, uns vor Augen zu halten, von welchem Menschenbild wir uns verabschieden wollen. Wir haben ein Modell vor Augen: den Geistesaristokraten und Lebenskünstler Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832), unseren Klassiker, dessen Vita ein Ideal verkörpert, dem Generationen nachgeeifert haben, und es gibt wohl keinen geeigneteren Gesprächspartner zu Goethe als den Philosophen und Schriftsteller Rüdiger Safranski, der sich in drei Büchern mit dem vielbewunderten Dichterstürzen beschäftigt hat.

Weltwoche: Herr Safranski, Ihre Goethe-Biografie nennt sich im Untertitel ‹Kunstwerk des Lebens›. Sie zitieren vorweg aus einem Brief an Lavater: ‹Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und lässt kaum augenblickliches Vergessen zu.› Goethe hat also schon sehr früh offenbar das Bewusstsein gehabt, dass es ein Werk gibt und ein Leben gibt und beides zu gestalten ist. Er hat sich sozusagen als Exempel empfunden, als Beispiel der Menschenbilderei.

Rüdiger Safranski: Ja, vielleicht ist das auch der Grund, weswegen Goethe immer noch eine solche Präsenz hat. Wenn wir seinen Namen hören, sehen wir nicht nur den Dichter vor uns. Wir wissen, er hat auch Naturwissenschaften betrieben, Politik gemacht. Er war ein grosser Liebhaber, ein grosser Reisender, er hat Steine gesammelt

und eine ganze Welt um sich herum geschaffen, einen Gesellschaftskörper.

Weltwoche: Ein Mensch in Vollendung.

Safranski: Eine Persönlichkeit, die auf ausserordentlich schöpferische Weise mit dem Leben umgegangen ist. Er konnte, wie er sagte, nicht genug von der Welt bekommen. Aber er wusste auch, und das ist ganz wichtig: Ich will nur so viel in mich aufnehmen, wie ich – und das ist sein Ausdruck dafür – ‹mir anverwandeln kann›, also mir produktiv aneignen kann und etwas daraus machen kann. Also diese Verbindung von Welthaltigkeit, von Geräumigkeit und zugleich einem



Triffst du nur das Zauberwort: Dichter Goethe.

Bewusstsein, dass man auch einen gewissen Immunschutz braucht, auch einen kulturellen Immunschutz. Und dieses Bewusstsein geht uns heute in der Digitalisierung verloren.

Weltwoche: Goethe hat die Natur erst einmal betrachtet und das, was sie zu bieten hat. Wir dagegen haben sie verdinglicht, und das gilt auch für unser Bild vom Menschen.

Safranski: Für Goethe kam eigentlich alles darauf an, sich selber als ein Naturwesen aufzufassen, wobei aber für ihn auch die Natur selber in einer fundamentalen Polarität besteht. Materie–Geist, Natur–Geist, wobei Geist für ihn eine selbstverständliche Komponente der Natur ist. Einer seiner sehr schönen Gedanken ist ja, dass der Mensch das Medium ist, in dem die Natur sich selbst betrachten kann, also der bewusste Teil der Natur ist. Und jetzt zu dem Punkt, auf den Sie zielen: Die Zivilisation mit ihrer Technik schliesst uns immer dichter ab von unserer Natur drum herum. Die Künstlichkeit nimmt zu, und man kann ja

ein Leben in unserer Zivilisation nur noch mit ganz begrenzten, hochdosierten und selber künstlichen Naturbegegnungen führen.

Weltwoche: Wir leben also bereits transhumanistisch, also entfremdet von der Natur, der eigenen und der äusseren.

Safranski: Ja, man lebt im Gehäuse. Der Philosoph Heidegger hat das mal genannt: im Gestell. Wir hängen alle fest im Gestell. Und wenn man jetzt sagt, das biologische Geschlecht sei nicht mehr die Basis, sondern ein Sprechakt, da merkt man, bis zu welcher Dekadenz der Naturentfernung wir es mittlerweile in unserer Zivilisation getrieben haben.

Weltwoche: Darunter viele Grüne.

Safranski: Daran lässt sich er-messen, wie himmelweit diejenigen von der Natur entfernt sind, dass ihnen das Obszöne dieser Denkweise gar nicht mehr zum Bewusstsein kommt.

Weltwoche: Man hört darin auch eine Art Verballhornung der romantischen Formel von Eichendorffs ‹Und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort›. Also: Triffst du nur das Zauberwort, beginnt das Geschlecht zu tanzen.

Safranski: Das ist natürlich der Höhepunkt des Machbarkeitswahns und der Naturentfernung, ja der Verfeindung mit der Natur. Nun hat Goethe

in seiner unbändigen Neugier vor allem gegen Ende seines Lebens auch diese Tendenzen schon wahrgenommen. Im ‹Faust II› gibt es die Homunculus-Szene, wo Mephisto und Faust im Reagenzglas den Menschen zu züchten versuchen.

Weltwoche: Elon Musk will demnächst den Menschen mit Chips optimieren.

Safranski: Im ‹Faust› wird das Glas mit dem Homunculus darin weggeworfen, es zerspringt auf den Meeresklippen, und der Homunculus selbst löst sich im Wasser auf, und dann heisst es so schön: ‹Da regst du dich nach ewigen Normen, / Durch tausend abertausend Formen, / Und bis zum Menschen hast du Zeit.› Das Machwerk muss also zurück in die Natur, und dort muss der Keim im evolutionären Geschehen gewissermassen von der Pike auf dienen. Also, das Menschenmachen, das lassen wir jetzt erst mal, da lassen wir die Natur arbeiten, die lässt sich Zeit, manchmal unendlich

viel Zeit, bis etwas entsteht. Im Schnellverfahren ist da nichts zu machen. Goethe hat sich gegen solche Torheiten gar nicht eingemauert. Er nahm die jeweils neuste Verücktheit auf und spielte damit, auch um es zu verspotten.

Weltwoche: Goethe mochte keine ruckhaften Veränderungen, er setzte auf das Werden und Wachsen, auf langfristige Prozesse, die verfolgt werden mussten. Die Menschenbildner von heute denken kurzfristiger, panikartiger. Es muss sofort geschehen, sonst sind wir verloren, und deshalb müssen wir Zwang anwenden.

Safranski: Vielleicht kann man es so sagen, wie ich es in meinem Schiller-Buch ausführte: Schiller ging es um die Freiheit. Er war der Sartre des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Man muss etwas machen aus dem, zu dem man gemacht wurde. Er dachte vom Entwurf her, und das bezog sich sogar auf den eigenen Körper. Er war ja immer sehr krank. Die Ärzte sagten, er hätte eigentlich schon zehn Jahre früher sterben müssen, als sie ihn aufschnitten. Aber Schiller sagte: Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Weltwoche: Das geht schon fast in Richtung Transhumanismus, oder? Das Leben verlängern durch einen Willensakt.

Safranski: Das ist der Unterschied zu Goethe. Der war ein Meister des Lassens, nicht so sehr des angestregten Machens. Er hat nur gedichtet, wenn er dazu in Stimmung war. Am «Faust» arbeitete er ein Leben lang. Immer mal wieder ein paar Stunden, dann treibt er was anderes voran, katalogisiert seine Steine, ist Minister. Er lässt die Dinge wachsen. Das ist ein ganz anderer Stil. Der eine ist Macher, der andere Lasser, der eine will Freiheit, der andere Natur. Deswegen ist das eine so unglaubliche Freundschaft. Sie spüren durchaus ihre Gegensätze, dann aber auch, wie sie sich wunderbar ergänzen.

Weltwoche: Die beiden ringen um die deutsche Sprache, sie veredeln sie, bringen sie zur Blüte. Wir hingegen erleben das Auftauchen von Ersatzsprachen, von ideologisch beauftragten Sprachverkrümmungen. Der Gender-sprech mit seinen Binnen-I und Knacklauten.

Safranski: Wir tun gut daran, auf die Sprache zu hören, weil sie dasjenige ist, in dem gesammelte menschliche Intelligenz repräsentiert ist als Struktur, als Ordnung, als Semantik, also als die Vielfältigkeit von Bedeutungen und weiter. Das heißt, unsere erste Haltung gegenüber der Sprache sollte eine pragmatische Ehrfurcht sein. Wir sollten von der Sprache lernen, in sie hinein hören. Was jetzt passiert, kommt mir vor wie der Lärm von verzogenen Kindern, die klüger sein wollen als die Sprache, und das



«Auf die Sprache hören»: Denker Safranski.

mit moralischem Gestus. Es ist ein banau-sischer Moralismus.

Weltwoche: Was würden Sie den Schülern von heute aus Goethes Werk zur Lektüre empfehlen?

Safranski: Immer wieder den «Werther». Weil da jeder merkt, was wirklich eine Sprache des Herzens ist und nicht eine Sprache der moralischen Gesinnung. Und zu welcher Lebendigkeit die Sprache in der Lage ist. Wenn man «Werther» liest, kann man nicht nur selber in die Geliebte verliebt sein, sondern man kann sich verlieben in die Sprache.

Weltwoche: Lassen Sie uns abschliessend über das schönste und berührendste Gedicht Goethes reden, das berühmte «Nachtlied»: «Über allen Gipfeln / ist Ruh', / in allen Wipfeln / spürest Du / kaum einen Hauch; / die Vögelein schweigen im Walde. / Warte nur! Balde / ruhest du auch.» Er notierte es auf die Bretter der Hütte auf dem Kichelhahn, zu der er 1780 aufbrach aus dem Weimarer Trubel und den Geschäften dort, weil er Ruhe brauchte.

Safranski: Es ist eine ergreifende Geschichte. Er geht ja kurz vor seinem Tod noch mal hinauf und erkennt auf den verwitternden Brettern die mit Bleistift dort hingeworfenen Worte, und die Tränen rollen.

Weltwoche: Damals, als er das Gedicht schrieb, war er knapp über dreissig, also noch relativ jung.

Safranski: Vielleicht war es auch ein bisschen diese melancholische Weltverachtung der Jugend. Aber man merkt an dieser kurzen Zeile – «Warte nur! Balde / ruhest du auch» –, dass ein solches ernstes Vor-kommnis wie unsere Sterblichkeit in einer wunderbaren Gestalt vor uns erscheint. Gewissermassen triumphiert die Poesie über den Tod. Diese Kraft hat die Poesie, und wenn man für Sprache einen Sinn hat, wenn man bemerkt, was sie alles kann, dann ist man ihr so dankbar, dass man jede Form ihrer Vergewaltigung zurückweist.

Matthias Matussek

schneller und besser arbeiten als Menschen. Dies gilt nicht nur für Spiele wie Schach oder Go, die in geschlossenen Welten stattfinden, sondern auch für zahlreiche technische Anwendungen in vielen Bereichen.

Überwindung von Krankheiten?

Die Grenzen für KI gelten auch für andere transhumanistische Ideen wie die Cyborgisierung oder die technische Überwindung von Krankheiten und Tod. Auch diese Vorstellungen sind bei allem technischen Fortschritt nicht realisierbar, und Versuche dazu sind zum kläglichen Scheitern verurteilt. Der Mensch bleibt die Krone der Schöpfung (Exodus 1, 28), weil er (nicht nur wie die Tiere) über Intelligenz verfügt, sondern auch mit Hilfe der

Wir können niemals Maschinen mit einem eigenen Bewusstsein oder Willen entwickeln.

Sprache die umfassende Möglichkeit zur kulturellen und technischen Gestaltung der Welt hat. KI ist nur ein weiteres Instrument zur Ausweitung und Vertiefung der Technosphäre, die wir uns in unseren Städten, aber auch unter Wasser und im Weltall geschaffen haben. Da wir niemals Maschinen mit einem eigenen Bewusstsein oder Willen entwickeln können, werden auch keine ethikfähigen Maschinen-subjekte entstehen. Wie wir diese Technologie einsetzen, bleibt genau wie bei der Axt, dem Gewehr oder den Massenvernichtungswaffen unsere ureigenste ethische Entscheidung.

Jobst Landgrebe ist Arzt und Mathematiker. Er arbeitet seit 1998 wissenschaftlich und praktisch im Bereich künstliche Intelligenz (KI). 2013 gründete er das KI-Dienstleistungsunternehmen Cognotekt und leitet es seitdem als Geschäftsführer. 2022 erschien bei Routledge sein zusammen mit Barry Smith verfasstes Buch «Why Machines Will Never Rule the World. AI Without Fear».



« Einerseits ist es toll, dass du dir ganz viele dicke Fitnessbücher gekauft hast .. »

Öffentlicher Vortrag von Roger Köppel
Krieg und Frieden
Mit anschliessender Diskussion



Samstag, 4. März 2023, 11.00 Uhr
Hotel «Marriott», Raum «Century»,
Neumühlequai 42, 8006 Zürich

Eintritt frei. Jedermann ist herzlich eingeladen.

Achtung: Platzzahl beschränkt.

Keine Vorreservation möglich.
Türöffnung: 10.00 Uhr

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Soft-Macho Elvis
begeisterte nicht nur
mit seinem «Love
Me Tender»-Gehabe.
Benjamin Bögli,
Seite 66



Baustellenhaftes Kontinuum.

Fernand Léger, *Les Constructeurs*, 1950 – Alles fällt in unregelmässigen Abständen zusammen, verliert sein Sein, verschwindet und wird doch in einem neuen Irgendwo immer wieder nie dasselbe, aber immer das Gleiche; Elementarteilchen, Atome, Menschen, Sterne, Galaxien und wohl auch Universen. Das einzig Dauerhafte ist das Provisorische.

Wir leben in einem baustellenhaften Kontinuum. Wir errichten, reissen nieder, unermüdlich, Landschaften blühen und verwüsten, und was heute ist, kann morgen nicht mehr sein, egal, ob auf Sand gebaut oder Erde, mit Bambus oder mit Eisen. Ohne Unterlass flicken wir das Bestehende, um ihm mehr Zeit zu verschaffen; wir flicken Häuser, Strassen, Knochen, Seelen, und wenn wir es nicht wieder instand gesetzt kriegen, lassen wir es zusammenfallen, um Neuem Platz zu machen. So wehren wir uns gegen die Zwangsläufigkeit des Vergehens.

Es scheint nicht ersichtlich, ob hinter dem Provisorischen von allem ein Sinn steckt, irgendein Schöpfungsgedanke, und doch ist es ein Glücksfall. Wo stünden wir, wenn alles statisch wäre? Kaum könnten wir uns neu erfinden, neu erschaffen aus den stets von der Vergänglichkeit neu geschaffenen Ruinen. Kaum würden wir lernen aus Fehlern und würden verharren in einem Universum, in dem sich alles bewegt, sich dreht, auch wenn es nur um sich selbst ist.

Das Dauerhafte der Baustelle im Existenzzielen ist ein unermüdlicher Antrieb zur ewigen Veränderung. Wir haben keine andere Möglichkeit als das Weitergehen und Weitermachen, auch wenn wir ab und an ermüden, weil alles immer wieder, kaum ist es erschaffen, schon anfängt zu zerbröseln. Dann blicken wir zurück, wehmütig vielleicht, und können nur hoffen, dass wir dennoch einen Blick auf das Zukünftige erhaschen. Und dann gehen wir weiter, machen wir weiter wie Fernand Légers (1881–1955) Bauarbeiter und errichten uns die träumerische Illusion des Dauerhaften.

Michael Bahnerth

Beistand in der Bruchbude des Lebens

Als Komödie menschlicher Selbstbehauptung legen es Wilhelm Genazinos Werke nicht auf Belehrung oder gar Bekehrung an. Sie wollen eine Begegnung mit uns selbst herbeiführen.

Tom Kindt

Wilhelm Genazino: Der Traum des Beobachters. Aufzeichnungen 1972–2018. Hanser. 464 S., Fr. 45.90

Als Wilhelm Genazino Ende des vergangenen Jahrhunderts zu einer Lesung nach Toronto gereist war, sorgte er bei seinen Gastgebern vom Goethe-Institut für Verwunderung. Er schlug das freundliche Angebot aus, sich in den Tagen nach der Lesung die nahegelegenen Niagarafälle zeigen zu lassen. Den Grund für sein Desinteresse, den er vor Ort taktvoll für sich behielt, vertraute Genazino später einem der Notizzettel an, die er immer bei sich trug: Solche Sehenswürdigkeiten seien «etwas für Leute, denen man riesige Dinge zeigen muss, damit sie überhaupt irgendetwas sehen». Die Beliebtheit von Naturschauspielen wie den Niagarafällen oder von Bauwerken wie dem Eiffelturm lasse sich leicht erklären: «Sie haben auch den Fast-Blinden was zu bieten.»

Die kanadischen Gastgeber des Schriftstellers hätten ahnen können, dass die Einladung zum Sightseeing bei ihm wenig Anklang finden würde. Das literarische Werk, das Wilhelm Genazino zwischen Anfang der 1970er Jahre und seinem Tod im Jahr 2018 geschaffen hat, steht zwar ganz im Zeichen des Beobachtens und Betrachtens; das Augenmerk seiner Romane und Essays gilt aber gerade nicht dem Monumentalen und Aussergewöhnlichen, sondern den Details im Gewöhnlichen, die gemeinhin unbeachtet bleiben. Über den Blick auf unscheinbare Gegenstände, Gestalten und Gedanken ergründen Genazinos Texte den Alltag und dessen Erleben. Er selbst hat sein Schreiben in diesem Sinne als «Belebung der toten Winkel» bezeichnet.

Fünf Jahre nach Genazinos Tod ist aus seinem Nachlass nun der Band «Der Traum des Beobachters» erschienen. Das Buch bietet eine Auswahl aus den Aufzeichnungen, mit denen er seine schriftstellerische Arbeit vorbereitet, angeregt, begleitet und bedacht hat; im Laufe seines Lebens sind von ihm zu diesem Zweck über 7000 A4-Blätter mit Notizen gefüllt worden.

Die voluminöse Zettelsammlung war Resultat eines Akts literarischer Notwehr: An ihrem Anfang stand Genazinos Befürchtung, dass er ohne die «Prothese des Schreibens» nicht in der Lage sei, mit den «Zuckungen des Alltags» Schritt zu halten, dass er seine Beobachtungen vergessen würde und verstummen müsste. Angetrieben von dieser Angst, hielt Genazino, wo immer er war, auf Zetteln fest, was ihm auffiel und was ihm einfiel. Das Titelbild des Nachlassbandes fängt es ein: In Gummistiefeln, Mantel und Mütze steht Genazino an einem Strand, einen Regenschirm über dem Arm und ein kleines Stück Papier in den Händen, auf dem er gerade etwas festhält.

Hellsichtige Melancholie

Die 38 Aktenordner mit Aufzeichnungen, die Genazino im Verlauf der Jahre angelegt hat, waren – in seinen Worten – der «Materialcontainer» seines Schaffens, ein Fundus an Beobachtungen, Ideen, Reflexionen und Formulierungen, von denen viele Eingang in seine Werke gefunden haben. Der «Traum des Beobachters» zeigt Genazinos tägliche Arbeit an diesem Fundus von 1972 bis 2018 und trägt dabei wesentliche Stationen der Werkstattgeschichte seines Œuvre zusammen – von den Romanen über das ereignisarme, aber gedankenreiche Leben des Angestellten Abschaffel, durch die Genazino in den siebziger Jahren erste Beachtung fand, bis zu den Texten des Spätwerks, die ihm neben vielen Preisehren auch

regelmässig hohe Verkaufszahlen bescherten, nachdem sein Roman «Ein Regenschirm für diesen Tag» aus dem Jahr 2001 überraschend zu einem Bestseller geworden war. Wie Genazinos Aufzeichnungen verraten, staunte nicht zuletzt er selbst über diesen Erfolg – sei das Werk doch, wie er nicht ohne Ironie notierte, ganz und gar «kein lustiges Buch», sondern eines über «die Pathologien der Arbeit, der Liebe, des Wohnens, des Älterwerdens».

Erhellend ist eine Begegnung von Genazinos «Materialcontainer» aber nicht nur für seine literarischen Werke, sondern auch für seine poetologischen Reflexionen, seine Überlegungen zu den Möglichkeiten von Literatur und der Rolle des Schriftstellers in heutigen Zeiten. Das gilt etwa für die Notizen, in denen er sich 2004 auf die Rede anlässlich seiner Auszeichnung mit dem Büchnerpreis

Die voluminöse Zettelsammlung war Resultat eines Akts literarischer Notwehr.

vorbereitete. Einer der Kerngedanken von Genazinos späterer Ansprache, die Idee, dass Literatur als «geistige Gepäckaufbewahrung» zu verstehen sei, steht im Wortlaut schon in seinen vorbereitenden Aufzeichnungen. Hier findet sich aber noch eine Hinführung zu diesem Gedanken, die er in die Dankesrede nicht übernommen hat: In den Notizen wird das Bild der «Gepäckaufbewahrung» in ausdrücklicher Abgrenzung von Heiner Müllers Sichtweise entwickelt, dass literarische Werke stets aus Niederlagen resultieren würden. Quelle von Literatur seien, so entgegnet Genazino, weniger die nicht verwirklichten als die «nicht aufgebaren Wünsche».

Wie «Der Traum des Beobachters» eindrucksvoll vorführt, ist Genazinos «Materialcontainer» aber nicht bloss als Übungsplatz, Begleitkommentar und Rohstofflager für sein Schaffen zu sehen. Die Texte des Bandes sind Werke eigenen Rechts, die sich in ihrer grossen Beobachtungs- und Beschreibungskunst, ihrer





Literatur als «geistige Gepäckaufbewahrung»: Autor Genazino.

hellsichtigen Melancholie und ihrer leisen Komik nahtlos in das Œuvre einpassen, das Genazino zu Lebzeiten publiziert hat. Der Nachlassband ist so eine nachgeholte, vermutlich letzte Fortführung dieses bedeutenden Werks – und eine nachdrückliche Aufforderung, es erstmals oder neuerlich zu lesen.

Der Zauber der Texte Genazinos, vor allem seiner Romane, ergibt sich wesentlich aus dem besonderen Blick, durch den sie die Welt erschliessen und für ihre Leser zu einer Schule des Sehens werden. Der Blick, mit dem die Erzähler- und Hauptfiguren der Werke auf Menschen und Dinge schauen, ist der des zufällig vorbeikommenden Spaziergängers, der einen gewissen Abstand wahrt und ohne bestimmte Absichten wahrnimmt, was er sieht. In einer solchen Position ist der Betrachter – so Genazino –

geschützt vor der «Zudringlichkeit der Welt» und zugleich offen für ihre Einzelheiten und Eigenheiten, für die grossen Anmutungen des Alltags ebenso wie für «die kleinen Fehler der Wirklichkeit, die Unterhaltung versprechen».

Entfernt erinnern noch einige der Charaktere, deren Streifzüge Genazinos Texte schildern, an die Spazier- und Müsiggänger aus der Literatur des 19. Jahrhunderts; wie er selbst bemerkt hat, ist aus dem ziellosen Schlendern solcher Figuren bei ihm aber ein fluchtartiges Herumirren geworden, aus dem Flaneur in anregender Stadtlandschaft der «Streuner» in der reizüberfluteten «Bruchbude» des modernen Lebens.

Über die Hauptfiguren der Romane, von der «Abschaffel»-Trilogie bis zu «Kein Geld, keine Uhr, keine Mütze», ergibt sich für den Leser aber nicht allein ein besonderer Blick

auf die Welt, sondern zugleich auf sich selbst. Die Lektüre von Genazinos Texten gibt uns in meist vergnüglicher, aber mitunter auch verstörender Weise Gelegenheit zur Begegnung mit uns selbst. Es ist zweifellos eine Schar verschrobener Gestalten, die hier auftreten – wie der Probeläufer für Luxuschuhe etwa in «Ein Regenschirm für diesen Tag», der Apokalypse-Fachmann und Zufallsbigamist in «Die Liebesblödigkeit» oder der Heidegger-Experte und

So unzufrieden die Protagonisten mit ihrem Dasein sind, so unfähig sind sie, dessen Richtung zu ändern.

Wäscherei-Controller in «Das Glück in glücksfernen Zeiten». Genazino hat darum durchaus treffend von seinen «schräg zur Welt stehenden Protagonisten» gesprochen; in der Schrägheit der Figuren wird unsere eigene freilich nur zur Kenntlichkeit entstellt.

Spazier- und Gedankengänge

Gemeinsam ist den Hauptfiguren in Genazinos Romanen ein Eindruck, den der Erzähler in «Ausser uns spricht niemand über uns» von 2016 gleich zu Beginn seiner Geschichte festhält: «Mein Leben verlief nicht so, wie ich es mir einmal vorgestellt hatte.» Aus der Einsicht, dass das Leben zu einem blossen «Ablenkungsleben» zu werden droht, folgt in den Texten aber kaum ein Innehalten und erst recht kein Neuanfang. So unzufrieden die Protagonisten mit ihrem Dasein sind, so unfähig sind sie, dessen Richtung zu ändern.

Immer wieder lässt Genazino uns Figuren, die im Leben auf der Stelle treten, bei ihren Spazier- und Gedankengängen begleiten. In stilistisch-psychologischer Meisterschaft macht dies der Kreislauf aus Selbstbeobachtungen und Selbstberuhigungen anschaulich, in dem sich der Schuhtester aus dem «Regenschirm»-Roman bewegt: «Ich fühle die Zerbröckelung beziehungsweise Verflusung in mir, amüsiere mich gleichzeitig über sie und kann mir nicht böse sein.»

Was Genazinos Werk auf diese Weise in immer neuen Anläufen erzählt, ist wohlgemerkt nicht die Tragödie fehlschlagender Selbstwerdung, sondern die Komödie menschlicher Selbstbehauptung. Wer auf der Stelle tritt, der mag nicht ans Ziel kommen, er bleibt aber im Rennen. Als Geschichten einer solchen Selbstbehauptung legen es Genazinos Werke nicht auf Belehrung oder gar Bekehrung an. Sie wollen eine Begegnung mit uns selbst herbeiführen und so, wie er es in seiner Dankesrede für den Rinke-Preis gesagt hat, ein «Beistand» sein für das «immer gerade wegkippende und sich dann doch wieder aufrichtende Ich». In der «Gesamtmerkwürdigkeit des Lebens» sollten wir diesen Beistand dankbar in Anspruch nehmen.



Dem Ursprung der Menschheit auf der Spur.

Familie Huxley und die Evolution

Rolf Hürzeler

Alison Bashford: An Intimate History of Evolution – The Story of the Huxley Family. Allen Lane. 569 S., Fr. 46.90

Eines Morgens fand der Biologe Julian Huxley seltsame Post im Briefkasten: «Sehr geehrter Herr, möchten Sie gerne meine Frau schwängern, vorzugsweise mittels künstlicher Befruchtung?» Huxley hatte das Schreiben 1937 erhalten, als die Vererbungslehre als moderner Forschungsgegenstand angesagt war. Anscheinend traute der Absender seinem persönlichen Erbgut nicht ganz und setzte deshalb auf den Wissenschaftler Huxley, der mit seinen populärwissenschaftlichen Publikationen weltweite Anerkennung genoss.

Die britische Autorin Alison Bashford beschreibt die Episode in ihrem Buch über die Huxleys. Die Familiengeschichte umfasst die Zeitspanne von 1825 bis 1975. Im Mittelpunkt stehen Thomas Henry Huxley (1825–1895) und sein Enkel Julian Huxley (1887–1975), die sich intensiv mit der Verhaltensforschung und der Evolution auseinandersetzten. Sie wollten dem Ursprung des Lebens wissenschaftlich auf die Spur kommen. Persönliches Glück fanden sie indes wenig, sie litten unter schweren depressiven Schüben. Wie es die Ironie des Schicksals wollte, waren die Erforscher

der Erbschaftslehre Opfer einer mutmasslich psychischen Erbkrankheit.

Expedition «HMS Rattlesnake»

Nur am Rand findet der in der deutschsprachigen Welt berühmteste Familienspross in dieser Darstellung Erwähnung: Aldous Huxley, der Verfasser der gesellschaftlichen Dystopie «Schöne neue Welt». Er erscheint im Vergleich zu seinem Bruder und zu seinem Grossvater als ein «underachiever», ein mässig Erfolgreicher, und damit weniger interessant.

Als T. H. Huxley zur Welt kam, galt die Lehrmeinung, die Menschheit sei 6000 Jahre alt – Kirchenleute hatten die Lebensdaten biblischer Figuren von der Geburt Christi bis zur Genesis aneinandergereiht. Zwar erkannten Wissenschaftler im 17. und 18. Jahrhundert, dass diese Rechnung falsch war. Doch erst Charles Darwin belegte schlüssig, dass die Anfänge der Menschen nicht im biblischen Licht zu sehen waren. Er setzte sie vielmehr in eine Linie mit der Entwicklung anderer Primaten – und da kam T. H.

Aus heutiger Sicht ist kaum mehr nachvollziehbar, wie kühn die These damals war.

Huxley ins Spiel. Er nahm die Lehre von Darwin auf und vertrat sie im Gegensatz zu seinem umgänglichen Lehrer mit Streitlust. Das trug ihm den Spitznamen «Darwins Bulldogge» ein. Ebenso wie Darwin kam T. H. Huxley auf einer Seereise zu seinen Einsichten. Als Schiffsarzt

durchfuhr er auf einer jahrelangen Expedition der «HMS Rattlesnake» die Gewässer Australiens und lernte auf der Reise seine spätere Frau Henrietta kennen. Dann fand er eine Anstellung an der Londoner Royal School of Mines und kam mit seinem Buch «Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur» zu Weltruhm. Das Werk löste die im 19. Jahrhundert breit geführte Diskussion aus, ob der Mensch tatsächlich vom Affen abstammte. Aus heutiger Sicht ist kaum mehr nachvollziehbar, wie kühn die These damals war.

Gefährliche Vererbungslehre

Huxley hatte in seinem Leben niemals einen Gorilla gesehen. Gefangene Tiere überlebten die Überfahrt nach Europa nicht oder verstarben kurz nach ihrer Ankunft. Deshalb musste er sich damit zufriedengeben, ihre Schädel zu untersuchen; er verglich sie mit den menschlichen, die er ihrerseits einzuordnen versuchte: Schwarze («Negro»), Australier, Tataren oder Türken. Aus heutiger Sicht ein Unfug, vor 150 Jahren wissenschaftlich akzeptiert. Doch es greift zu

kurz, Huxley als «Rassisten» einzuordnen. Er unterstützte im amerikanischen Bürgerkrieg das Verbot der Sklaverei, glaubte aber an eine Hierarchie der Menschen. Die «Zehn Gebote» hatten aus seiner Sicht für die Schwarzen keine Gültigkeit – eine etwas seltsame Auffassung für einen Agnostiker.

Auch T. H. Huxleys Grosssohn, der Verhaltensforscher Julian, war von der Vererbungslehre fasziniert. Allerdings erkannte er deren politische Gefährlichkeit und wehrte sich in den Dreissigerjahren gegen die Eugenik durch die Nationalsozialisten. Huxley war aber der festen Überzeugung, dass die Sterilisierung «erblich vorbelasteter Mütter» in einer freien Gesellschaft angezeigt war. In der Nachkriegszeit führte er einen Kreuzzug gegen die Überbevölkerung der Erde und setzte sich als Unesco-Generalsekretär für eine staatliche Geburtenkontrolle in der Dritten Welt ein. Er glaubte, dass die «natürliche Selektion» zu einer Weiterentwicklung des Menschen führen werde, die unsereiner dereinst im Rückblick so «primitiv wie den Pekingmenschen» erscheinen lasse.

T. H. und Julian Huxley verstanden sich selbst als unbestechliche Rationalisten ebenso wie ihre beiden Ehepartnerinnen. Aber nicht alle Mitglieder ihres Clans waren aus diesem Holz geschnitzt. Julians Bruder Aldous sehnte sich nach dem Übersinnlichen und suchte in Kalifornien mit Drogenexperimenten nach erweiterten Lebenserfahrungen. Julians Sohn Francis verschrieb sich dem Schamanismus; vom Bestreben seines Vaters und Grossvaters nach Wissenschaftlichkeit hielt er wenig.

Verführungen zum Lesen

Daniel Weber

Peter von Matt: Übeltäter, trockne Schleicher, Lichtgestalten. Die Möglichkeiten der Literatur. Carl Hanser. 240 S., Fr. 39.90

Peter von Matt hat als Professor an der Universität Zürich Generationen von Studenten zu besseren Lesern gemacht. Aber mit seinen Büchern hat der begnadete Literaturvermittler Bekanntheit weit über die akademische Germanistik hinaus gewonnen. Was man der Literaturwissenschaft gern vorwirft – sie sei zu blutleer, zu abgehoben, zu selbstbezogen –, war nie sein Problem. Wo andere sich über Lyrikinterpretation als korpuspragmatische Diskursanalyse den Kopf zerbrechen, fragt er lapidar: «Was ist ein Gedicht?» (Das gleichnamige Reclam-Bändchen ist eine Erleuchtung für alle an Lyrik Interessierten.)

Das ist sein Geheimnis: Er stellt grundsätzliche Fragen und überzeugt seine Leser davon, dass es sich lohnt, ihnen nachzugehen; dass es ein intellektuelles und emotionales Abenteuer ist, sich auf Literatur einzulassen.

Neue Horizonte

Der Literaturwissenschaftler ist nicht nur ein Meister der Interpretation, sondern auch ein leidenschaftlicher und wortmächtiger Erzähler. Von seinem Gespür für originelle Zugänge zum Kosmos der Literatur zeugen schon die Titel seiner Bücher: «Liebesverrat. Die Treulosen in der Literatur»; «Verkommene Söhne, missratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur»; «Die Intrige. Theorie und Praxis der Hinterlist». Mit solchen inspirierenden Studien hat von Matt bewiesen: Literatur geht uns alle etwas an.



Begnadeter Vermittler: Autor von Matt.

Seine neue Essaysammlung kreist nicht um ein zentrales Motiv. Sie umfasst Reden, Vorträge, Aufsätze zu unterschiedlichsten Themen und Anlässen. Zusammengehalten werden sie durch von Matts Neugier, seine Lust, sich lesend neue Horizonte zu erschliessen. Es ist eine unumstössliche existenzielle Erfahrung, dass die Kunst «die Welt erleuchtet» – obwohl wir sie nie abschliessend ergründen können.

Manchmal wird sogar «ein unbestreitbar dilettantisches Produkt zum Klassiker». Das führt von Matt sehr schön am «Struwelpeter» vor, dessen Faszination und Sprengkraft gerade

Der Erkenntnisgewinn, den von Matts scharfer Blick auf literarische Werke abwirft, ist oft verblüffend.

darin liegt, dass weder seine Zeichnungen noch seine Verse, noch seine Pädagogik der Norm entsprechen. Das Kinderbuch ist zugleich «erzieherische Abschreckung und angeschaute Anarchie». Darin liegen die «mythischen Energien», die Kinder bis heute verspüren.

Der Essay, der dem Band den Titel gegeben hat, kreist um die Wissenschaftler und die widersprüchlichen Klischees, die in der Öffentlichkeit von ihnen kursieren. Diesen Klischees rückt von Matt zu Leibe, indem er erläutert, woher sie kommen: der weltfremde Gelehrte im Elfenbeinturm; der gewissenlose Forscher; der heilsbringende Welterklärer. Seine Einsichten verbindet er elegant mit der Lektüre von Goethes «Faust». Womit er, wie in all seinen Essays, die «Möglichkeiten der Literatur» als Erkenntnisinstrument ergründet.

Der Erkenntnisgewinn, den von Matts scharfer Blick auf literarische Werke abwirft, ist oft verblüffend. In «Gerechtigkeit und Sympathie», einem Vortrag vor Rechtshistorikern, betrachtet er etwa die Literatur «im Interessenshorizont der Rechtsgeschichte». Von Schiller über Kleist und Dostojewski bis zu Bernhard Schlink schlägt er den Bogen. Und belegt mit prägnanten Beispielen von Gesichtsbeschreibungen, mit welchen Tricks die «literarische Sympathiesteuerung» operiert, um im Leser Mitgefühl für einen Verbrecher zu wecken. Das macht die Literatur zwar zu einer «zweilichtigen Instanz» – aber gleichzeitig gewinnt sie dadurch «unerhörte Einsichten in das, was geschieht, wenn der Mensch zum Täter wird».

Peter von Matt geht gern aufs Ganze, aber er macht es fest am Detail. Daran muss sich sein kühner Gedankenflug bewähren. Nur was geerdet ist, kommt zum Fliegen. An einer Stelle lobt von Matt den grossen Aufklärer Lessing und seine Sprache, «die bis heute nichts von ihrer Eleganz und Gelenkigkeit, ihrem Scharfsinn, ihrer Unerschrockenheit und ihrer funkelnden Frechheit verloren hat». Das könnte man auch über ihn sagen.

Anarchismus als Gedankenreise

Otto A. Böhmer

Eva Demski: Mein anarchistisches Album. Insel. 220 S., Fr. 36.90

«Was nicht anwesend ist, ist es manchmal dadurch gerade sehr», befand einst der Dichter Robert Walser. Das Abwesende kann Wehmut wecken und zum Unbehagen führen; schliesslich können Erinnerungen auch nachtragend werden und bis an die Schmerzgrenze reichen. Besser geht's uns, wenn wir die Bilder im Kopf freundschaftlich empfangen, so dass eine Art Feierlaune entsteht, die mit dem Zuspruch der Vergänglichkeit zu tun hat.

Registaturen des Schicksals

Eva Demski hat darüber ein sehr zu lobendes Buch geschrieben, das Geschichten vom Widerständigen mit Blick auf das Grosse und Ganze erzählt, dem wir, einmal in Stimmung gebracht, allerdings nicht mehr Gewicht zusprechen sollten, als es sowieso schon hat. «Mein anarchistisches Album» benennt Glückserfahrungen, die ihre Traurigkeit längst hinter sich haben; so kommt sie der Feierlaune nicht mehr in die Quere.

Der Anarchismus, dem Demski nachspürt, ist keine Ideengeschichte, sondern eine Gedankenreise: Es geht «um Menschen, die über Wege zur Freiheit nachdachten und denken, mühsam zwischen Ideologien hindurch, die dabei zu tausend verschiedenen Schlüssen kamen und sie nicht selten im Lauf ihres Lebens wieder in Frage stellten». Es geht seinen Gang, so oder so. Wenn man dann ein gewisses Alter erreicht hat, neigt man eher zur Zustimmung, was versöhnlich wirkt, aber auch den Anschein von Notwehr erwecken kann. Die Planspiele sind abgeleistet, Alternativen zählen nicht mehr oder wurden längst in die Registaturen des Schicksals befördert. Anarchisten, Altliberale und Stockkonservative werden einander immer ähnlicher; in einem Heim mittlerer Aufbewahrungsqualität kann man sie schliesslich kaum noch unterscheiden.

Gut so. Wer sich jetzt, hell und bruchstückhaft, noch an Einflüsterungen erinnert, die ihm zuteilwurden, darf sich als Beschenkter sehen. «Das Schwierige war und ist: Grosse Revolutionen nützen nichts, das Verhängnis schminkt sich nur um. Ganz viele kleine Revolutionen würden helfen, möglichst gleichzeitig, die freundschaftliche Konkurrenz der überschaubaren Lösungen.» Und doch: «Geschichten müssen erzählt werden. Auch die Liebe wird ihre eigenen Seiten schreiben. Das hat sie trotz aller Seuchen und Kriege immer getan. Man muss damit anfangen. Enden wird es nie.»



Hoffnung im Wahnsinn

Pierre Heumann

Izzeldin Abuelaish: Ich werde nicht hassen. Meine Töchter starben – meine Hoffnung lebt weiter. Langen-Müller. 272 S., Fr. 29.90

Dieses Buch sei allen empfohlen, die im nahöstlichen Wahnsinn nach etwas Hoffnung suchen. Izzeldin Abuelaish, Arzt aus Gaza, ist ein leuchtendes Beispiel dafür, wie Menschen auch nach den schlimmsten Tragödien ohne Hass weiterleben. Er möchte «mit diesem Buch Menschen inspirieren, die den Blick für die Hoffnung verloren haben», schreibt Abuelaish. Er möchte ihnen helfen, positive Dinge in Gang zu setzen, um die Hoffnung zurückzugewinnen und den Mut zu haben, daran festzuhalten, damit die lange und schmerzliche Reise irgendwann zu einem friedlichen Leben führt.

Dass Abuelaish das nach – und trotz – dem tödlichen Familiendrama schreibt, das er am 16. Januar 2009 erlebte und das ihm nahm, was ihm teuer war, zeugt von seiner Grösse. An jenem Tag zerstörten zwei israelische Panzergranaten sein Haus in Gaza. Seine Töchter Bessan, 21, Mayar, 15, und Aya, 13, sowie eine Nichte, Noor, 17, wurden getötet. Abuelaish entdeckte ihre zerfetzten Leichen. Minuten nach dem Angriff auf sein Haus rief er Schlomi Eldar an, einen israelischen Journalisten, zu dem er im Laufe der Zeit ein Vertrauensverhältnis aufgebaut hatte und mit dem er damals täglich telefonierte, um ihm die Lage im Kriegsgebiet zu schildern, weil israelische Reporter nicht in den Gazastreifen einreisen durften.

Anruf aus Gaza

Eldar war zu diesem Zeitpunkt auf Sendung. Deshalb drückte er den Anruf zunächst weg, zumal ein Interview mit der Aussenministerin Zipi Livni angesagt war. Doch als auf seinem Display erneut Abuelaishs Name erschien, wusste Eldar, dass der Anruf aus Gaza dringend war. Er sagte den Zuschauern, dass etwas

«sehr Wichtiges» reingekommen sei, machte den Telefonlautsprecher an und hielt das Handy hoch, so dass die Zuschauer in Echtzeit hören konnten, was gerade in Gaza geschah. Abuelaish war völlig aufgelöst. «Sie haben mein Haus bombardiert. Sie haben meine Töchter getötet.» Eldar nutzte seine Kontakte bei der Armeeführung, um Schlimmeres zu verhüten. Zwischen Gaza und Israel herrschte (wieder einmal) Krieg. Als Reaktion auf den Abschuss von Kassam-Raketen durch die Hamas auf israelische Grenzstädte hatte Israel am 27. Dezember 2008 einen Luftangriff auf den Küstenstreifen gestartet. Darauf folgte am 3. Januar 2009 eine Bodeninvasion. In den folgenden drei Wochen war der Gazastreifen ein Kriegsgebiet.

Dabei wären diese Gewaltausbrüche nicht nötig, ist Abuelaish überzeugt. Denn fast jeder wisse, dass es nur eine Lösung für den Konflikt gebe: zwei Staaten, die nebeneinander existieren, und einen Sonderstatus für Jerusalem; eine symbolische Rückkehr von einigen tausend palästinensischen Flüchtlingen und eine Entschädigung für die, die nicht zurückkehren werden. «Doch der Wahnsinn geht weiter und

kostet Tag für Tag Opfer auf jüdischer und arabischer Seite. Wenn man mich fragt, ob mein Optimismus sich aus Idealismus oder Realismus speist, muss ich sagen: aus beidem. Selbst als Idealist muss man realistisch bleiben.»

Würde man das Leben nur danach beurteilen, was gestern oder heute passiert, wäre man nicht in der Lage, den Blick zu heben und in die Zu-

Dabei wären diese Gewaltausbrüche nicht nötig, ist Abuelaish überzeugt.

kunft zu schauen, schreibt Abuelaish. Indem er die Geschichte seiner Familie erzählt, will er der Welt beweisen, dass nicht jeder Palästinenser nur aus Rache handelt. Abuelaish lebt inzwischen mit seinen weiteren Kindern in Kanada und setzt dort seine medizinische Karriere fort.

Schlomi Eldar hat einen Film über ihn gedreht, der im November 2022 in Israel ausgestrahlt wurde. Der Journalist macht sich wenig Illusionen. Er sei sehr pessimistisch, sagt er, dass eine Geschichte oder ein Film die Meinung der Menschen ändern könne.



«Selbst als Idealist muss man realistisch bleiben»: Arzt und Autor Abuelaish.

Es war kein Einzeltäter

Holger Becker

Uwe Soukup: Die Brandstiftung. Mythos Reichstagsbrand – Was in der Nacht geschah, in der die Demokratie unterging. Heyne. 208 S., Fr. 34.90

War ein Mensch allein in der Lage, das Grossfeuer im Berliner Reichstag zu entzünden, das in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1933 den Plenarsaal vollständig ausbrennen liess? Die Zweifel beginnen bereits beim behaupteten Tatablauf, genauer vor dem Fenster des Parlamentsgebäudes, durch das der später als Brandstifter hingerichtete Marinus van der Lubbe eingestiegen sein will. Schon dass der halbblinde holländische Maurer bei Dunkelheit (abends um neun) und Frost (vier bis fünf Grad unter null) ohne Hilfsmittel acht Meter an der Hausfassade emporgeklettert sein soll, lässt sich nur mit viel gutem Willen glauben.

Doch nach der Kletterpartie hätte er ein doppeltes Fenster mit je acht Millimeter starkem Sicherheitsglas – dickeres gab es seinerzeit nicht – zerstören müssen. Van der Lubbe will es mit seinen bestiefelten Füissen getan haben. Und das in Eile und ohne sich an Scherben, wie

Es musste grössere Mengen von Brandbeschleunigern gegeben haben, mithin mehrere Täter.

sie fast zwangsläufig im Rahmen stecken bleiben, zu verletzen. Der einzige Zeuge, der wirklich gesehen hat, wie ein Mann besagte Scheiben zerdepperte, sprach von einem Hammer oder einer Axt als Werkzeug.

Zu wenig für ein Flammenmeer

Uwe Soukup hat in schlanker Form zusammengestellt, was gegen die seit Jahrzehnten historiografisch dominierende These vom Alleintäter van der Lubbe spricht. Die Indizien sind zum grösseren Teil nicht neu, sie gewinnen aber in ihrer Gewichtung und Anordnung an Überzeugungskraft gegenüber bisherigen Darstellungen. Das gilt auch für das eigentliche Brandgeschehen. Van der Lubbe hatte als Brennmaterial nichts weiter als ein paar Kohleanzünder, Streichhölzer und seine Kleidung. Um den Plenarsaal innerhalb von zwanzig Minuten in ein Flammenmeer zu verwandeln, reichte das nicht.

Sven Felix Kellerhoff von der Zeitung *Die Welt* hat vor Jahren versucht, die Sache mit einer Rauchgasexplosion («Backdraft») zu erklären. Soukup lässt dazu den ehemaligen Berliner Landesbranddirektor Albrecht Broemme

sprechen: Für diesen Effekt hätte es in dem riesigen Plenarsaal mit Sicherheit eines stundenlangen Schwelbrandes bedurft. Es musste grössere Mengen von Brandbeschleunigern gegeben haben, mithin mehrere Täter.

Nach Soukup kommen dafür nur «die Nazis» in Frage. Das ist wahrscheinlich. Aber den bestimmten Artikel hätte er besser weggelassen. Denn denkmöglich ist auch eine Gruppierung von SA-Leuten, die – unzufrieden mit der Mehrheit von Konservativen in Hitlers Kabinett – radikalisiert eingreifen wollte. Das muss noch geklärt werden. Es steht ja die Frage im Raum: Hat die Naziführung den Brand inszeniert als Vorwand, um alle bürgerlichen Freiheiten über

Damit Sie immer auf der richtigen Hochzeit stanzen.



Nacht zu beseitigen, oder hat sie die Situation nur virtuos und brutal genutzt?

Unbestreitbar indes sind die hier nachlesbaren aktenkundigen Erkenntnisse zu den Motiven und Methoden bei der Verbreitung der Einzeltäter-These, die ja einen unsäglichen öffentlichen Streit nach sich zog. Ihr Schöpfer, der niedersächsische Verfassungsschützer Fritz Tobias, der sie 1959 in einer *Spiegel*-Serie und dann in einem Buch aufstellte, handelte laut eigener Aufzeichnung im dienstlichen Auftrag zur Abwehr des Kommunismus. Bereits in Gang gekommene Überprüfungen durch das Münchner Institut für Zeitgeschichte wusste er zu unterbinden, indem er dessen Direktor Helmut Krausnick mit dessen verschwiegener NSDAP-Mitgliedschaft erpresste.

Soukups Buch in essayistischem Stil hätte den Titel «Anmerkungen zum Reichstagsbrand» tragen können. Das kommt nicht von ungefähr. Der Autor war der letzte Verleger des unerreichbaren Sebastian Haffner und ist sein Biograf.

Die Sprache

Grammatik büffeln: Als-dass-Sätze

Ob es Hoffnung auf Frieden gebe im Konflikt zwischen Serbien und dem Kosovo, fragte eine Tageszeitung. Die Antwort: «Nur insofern, als dass die Hoffnung bekanntlich zuletzt stirbt [...]» Die Einschätzung mag richtig sein, die Satzkonstruktion ist es nicht. «Insofern, als» hätte genügt, das «dass» stört, auch wenn es immer häufiger zu lesen ist. Manchmal lässt sich sogar das «als» einsparen: Grammatik ist für ihn nur interessant, insofern sie ihm hilft, seinen Stil zu verbessern. Statt: Grammatik ist für ihn nur insofern interessant, als sie ihm hilft, seinen Stil zu verbessern. Wann aber ist «als dass» in Nebensätzen angebracht? Ein paar Beispiele mögen das illustrieren.

Es gibt keinen anderen Ausweg, als dass wir Grammatik büffeln. Hier auch möglich: Es gibt keinen anderen Ausweg, als Grammatik zu büffeln. Das bedeutet nichts Geringeres, als dass der Ausgang gestrichen ist. – «Politik ist eine viel zu ernste Sache, als dass man sie allein den Männern überlassen könnte» (ein Buchtitel). Die Lage ist zu ernst, als dass man diesen Rat in den Wind schlagen könnte. Der Satz lässt sich auch mit «um zu» formulieren: Die Lage ist zu ernst, um diesen Rat in den Wind zu schlagen.

Als-dass-Sätze sind auch möglich nach «eher», «besser» oder «mehr». Sie wollte nicht mehr verraten, als dass es eine Untersuchung gebe. Mach dich besser aus dem Staub, als dass du die Untersuchung abwartest. Eher hätten sie Gefängnis riskiert, als dass sie sich aus dem Staub gemacht hätten. Hier auch möglich: Eher hätten sie Gefängnis riskiert, als sich aus dem Staub zu machen.

Tritt im Hauptsatz ein «lieber» auf, kann im Nebensatz ein «als dass» folgen. Ein Buchtitel: «Lieber träumen wir, als dass wir es sagen» – Martin Walser im Gespräch mit Michael Albus. Peter Stamm in seinem Roman «Das Archiv der Gefühle»: «Inzwischen lebe ich lieber mit meinen Erinnerungen, als dass ich neue Erfahrungen mache.» Franz Hohler mischt in seinem Gedicht «An die deutsche Sprache» Hochdeutsch und Dialekt: «[...] manchmal / hock i lieber ab / als dass ich mich setze [...]»

Max Wey

Elvis blüht

Der King of Rock 'n' Roll (1935–1977) ist nicht totzukriegen: Seine geniale Soft-Macho-Attitüde lebt auf der Leinwand und im Radio gerade wieder einmal auf.

Benjamin Bögli

Elvis (USA/Australien 2022): Regie Baz Luhrmann. Mit Austin Butler und Tom Hanks

Stephen Sanchez: Until I Found You (Mit Em Beihold, 2022), Evangeline (2023)

Hätte Austin Butler in den 1950er Jahren gelebt, wäre er wohl schnell ein Superstar geworden. Er hat Paul Newmans Augen, James Deans Jugendlichkeit, Cindy Crawford's Tochter als Freundin und die Stimme von Elvis. Gutausschend, weiss, hetero, talentiert: Eigenschaften, die damals Karrieren befeuerten, entschleunigen sie heute zusehends. Dies hört man aus Schauspielerkreisen hinter vorgehaltener Hand immer wieder. Im Vorteil ist, wer anders ist oder zumindest so tut. Der Wind hat stark gedreht.

Mussten sich schwule Männer aus Angst vor einem Hollywood-Aus früher in der Öffentlichkeit betont heterosexuell geben, huschen heutige Stars wie Harry Styles oder Timothée Chalamet gerne in zarten Frauenkleidern über den roten Teppich. Ihre Botschaft: Wir gehören zum LGBTQ-Minderheitenklub oder solidarisieren uns zumindest mit ihm. Wer sich etwas weniger emphatisch in den Dienst der Diversität stellt, wird nicht gerade gemieden, aber weniger berücksichtigt.

Austin Butler gehört genau deswegen zu den interessanteren Newcomern in Hollywood. Er schwebt nicht auf Woke-Wolke sieben. *Vanity*



„Ich möchte ihn umtauschen! Er will nicht sprechen...“

Fair, die Bibel des gehobenen Glamours Amerikas, die sonst frisches Entertainment-Blut sofort riecht, hat noch kein Porträt von Butler veröffentlicht, obwohl er immerhin für einen Oscar nominiert ist. Er spielt Elvis im gleichnamigen Film von Baz Luhrmann. Die Kritiker waren begeistert. Vielleicht geben das und der bisherige Leistungsausweis Butlers tatsächlich noch zu wenig her für einen Aufmacher.

Oder das Material ist dem progressiven Magazin ganz einfach zu alt und zu weiss. Dabei war der King of Rock 'n' Roll auch ein Wegbereiter in Stilfragen und hinterliess mit seiner glitzernen Aufmachung, manchmal auch in Pink oder Hellblau, in der Modewelt der Männer eine ausgesprochen weibliche Note; während Frank Sinatra zur selben Zeit noch immer im Smoking sang. Soft-Macho Elvis begeisterte aber nicht nur mit seinem «Love Me Tender»-Gehabe, er trug auch den «Jailhouse Rock» in sich.

Tritt Austin Butler vor die Kamera, nicht nur im Film, weiss er eine ähnliche Aura zu verbreiten. Elvis' Akzent, der ihn noch mona-

«Von dem Moment an, als ich Austin traf, trug er etwas von Elvis in sich.»

telang nach den Dreharbeiten begleitete, hat sich mittlerweile zwar etwas abgeschwächt, aber Butler ist ebenfalls ein charismatischer, cooler Typ mit Star-Qualitäten. Gewinnt er den Oscar, wird er seine Karriere vergolden können und in aller Munde sein; falls nicht, könnte er das ewige Talent bleiben: gutaussehend, weiss, hetero, der einen Film lang den grossen Elvis Presley hat spielen können. Dies wiederum muss man zuerst einmal hinkriegen. Wer also ist Austin Butler?

Obwohl er zur Generation der Post-Millennials (nach 1990 geboren) gehört, kommt Butler in den sozialen Medien praktisch nicht vor. Diese Selbstbespiegelung hat er offenbar nicht nötig. Er sei dafür zu scheu, sagt er. Während Weggefährtinnen wie Miley Cyrus – Butler hatte seinen ersten namentlichen Auftritt



Gutausschend, weiss, hetero, talentiert:

als Fünfzehnjähriger in deren TV-Hit «Hannah Montana» – oder Selena Gomez – auch an ihrer Seite war er in einer Serie zu sehen – über Tiktok oder Instagram täglich Millionen von Fans neu beglücken, pflegt der Schauspieler das Leben eines digitalen Einsiedlers. Er ist im kalifornischen Anaheim in finanziell soliden Verhältnissen aufgewachsen, seine Eltern liessen sich früh scheiden, seine Mutter starb, als er 23 war.

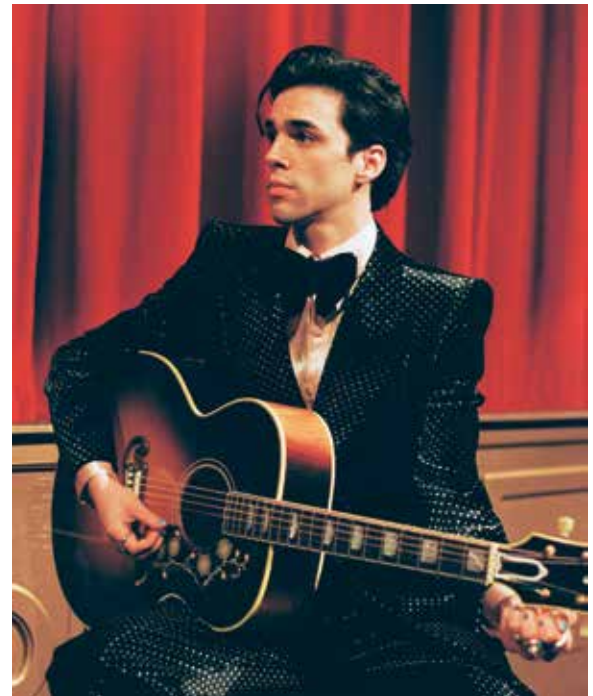
Anschluss an die Erwachsenenwelt

«James Dean war der Schauspieler, von dem ich als Kind besessen war», sagte er in einem Interview mit der Zeitschrift *Vogue*. Der Fernseher im Haus seines Vaters sei immer auf Turner Classic Movies eingestellt gewesen. Das prägt. Im Alter von zwölf Jahren spielte das hübsche Kind zum ersten Mal in einem Werbespot mit, danach hatte Butler rund zehn Jahre lang verschiedene Engagements als Nebendarsteller in Fernsehshows. «Ich schämte mich ein wenig für einige der Dinge, die ich tat, aber irgendwo musste ich mir ja die Zähne ausbeissen, also beschloss ich, jeden dieser Jobs als eine Möglichkeit zu betrachten, um zu wachsen», erklärte er im selben Interview.

Vom Disney-Entertainment nabelte er sich in New York ab, wo er am Broadway im Theaterstück



Oscar-Anwärter Butler in «Elvis», 2022.



Süchtig nach Vergangenheit: Sänger Sanchez, 2023.

«The Iceman Cometh» zusammen mit Hollywoodstar Denzel Washington auf der Bühne stand. Die Kritiken waren gut, und Butler hatte plötzlich den Anschluss an die Erwachsenenwelt gefunden. 2019 war dann sein Jahr. Er spielte eine Nebenrolle im Film «The Dead Don't Die» des Independent-Fürsten Jim Jarmusch und stieg in die Königsklasse auf. Quentin Tarantino gab ihm eine kleine, aber wichtige Rolle in «Once Upon a Time in Hollywood». Und nach über fünfzehn Jahren im Filmgeschäft begannen jetzt die Dreharbeiten zu seiner ersten Hauptrolle: «Elvis».

Gut Ding will Weile haben. Butler hatte sich minutiös auf die Rolle vorbereitet. «Es mag verrückt klingen, aber schon bevor ich ein Vorsprechen hatte, verhielt ich mich so, als ob die Rolle mir gehöre», sagte er zum Branchenblatt *Variety*. Luhrmann meinte dazu: «Von dem Moment an, als ich Austin traf, trug er etwas von Elvis in sich. Er hatte einen Hauch des Stolzes, einen Hauch des Sounds.» Luhrmanns Ehefrau Catherine Martin, die sich im Film unter anderem um die Kostüme kümmerte, führt Elvis Presleys Anziehungskraft, die Butler verinnerlicht hat, zurück auf die Kombination aus «einer extravaganten Art von weiblicher Kleidung mit dieser unglaublich rohen,

männlichen Sexualität», die damals bahnbrechend war.

Signale aus Nashville

Diese längst vergangenen Zeiten bringt nicht nur der 31-jährige Austin Butler auf der Leinwand zum Aufblühen. Ein gerade mal zwanzigjähriger Barde sendet in diesen Tagen ähnliche Signale aus Nashville über den Äther. Hört man Stephen Sanchez am Radio, wo er gerade rauf und runter gespielt wird, hat man das Gefühl, eine Frequenz aus den fünfziger Jahren zu empfangen. Die Ballade «Until I Found You», um die es hier geht, ist ein unwiderstehlich romantischer Schmusesong, der

Hört man Sanchez (20) am Radio, hat man das Gefühl, eine Frequenz aus den fünfziger Jahren zu empfangen.

den geheimnisvoll flirrenden Gitarren-Sound der fünfziger Jahre zelebriert. Sanchez tut mit seiner schmachtenden, glasklaren Stimme den Rest dazu.

Seine Aufmachung steht der Musik in nichts nach. Der junge Sänger bedient sich frisch-fröhlich bei Elvis, Johnny Cash und Roy Orbison.

«Until I Found You» veröffentlichte Sanchez bereits im September 2021. Er wollte damit seine Freundin Georgia zurückgewinnen – eine Art «Always on My Mind» der Generation Z. Die Melodie entwickelte sich zum Dauerbrenner. Im April 2022 brachte er den Song im Duett mit Em Beihold neu heraus, diesmal mit einem Video im Look der 1950er Jahre. Netflix fügte den Ohrwurm Anfang Jahr prominent in die zweite Staffel der bei jungen Frauen beliebten Serie «Ginny & Georgia» ein. Danach erhielt das Lied noch einen Schub: Am 10. Februar kam ein Cover von «Until I Found You» der neuseeländisch-koreanischen Sängerin Rosé mit riesigem Erfolg in Umlauf, was wiederum die Nachfrage der Ur-Version um fast 10 Prozent steigerte.

Stephen Sanchez und Austin Butler sind der Nostalgie verfallen. Diese ist also nicht bloss das Heroin der älteren Leute, wie man so schön sagt, nein, die wunderbare Vergangenheit macht auch die Jüngeren süchtig. Der neuste Song von Sanchez heisst «Evangeline» und ist ein Sample des Stücks «Honey» von Bobby Goldsboro aus dem Jahr 1968. Sanchez führte es Ende Januar zum ersten Mal live in Jimmy Fallons «Tonight Show» auf: rote Plüschvorhänge, Elvis-Tolle, schwarzweiss getupfter Anzug, übergrosse Fliege, akustische Gitarre – und eine Darbietung zum Dahinschmelzen.

Die Musikzeitschrift *Rolling Stone* kommentierte: «Singer-Songwriter Stephen Sanchez hat sich zum Ziel gesetzt, Austin Butler als zeitreisenden Künstler zu übertreffen.» Während Butler im Elvis-Modus feststeckte, begeben sich Sanchez mit seiner neusten Single zurück in die sechziger Jahre.

Austin Butler kam übrigens am 17. August zur Welt, Elvis starb am 16. August



Fernsehen

In Sportleggings im Stall

Daniela Niederberger

Neumatt: Fernsehserie nach einer Idee von Petra Volpe. 2. Staffel, 8 Folgen. SRF.

Wir sind wieder bei Michi Wyss, der eigentlich Consultant ist, auf der Neumatt: Dem Bauernhof droht das Ende, weil niemand eine Betriebsbewilligung hat. Der Bruder, Lorenz, hat die Abschlussprüfung vergeigt. Die Schwester, Sarah, springt widerwillig ein; sie hat die Bauernprüfung. Weil sie Fitnessinstructorin ist, rennt sie in Sportleggings herum.

Lorenz' Freundin Jessie ist schwanger, Michi heuert in Zürich beim Grossverteiler Swissplus an, er rettet die lokale Molki, erfindet ein Tierwohl-Label, hastet als Mike im smarten Anzug durch die Europaallee, lügt und intrigiert, und am Abend mistet er aus. Er ist jetzt mit Döme zusammen, der einen Sohn hat. Man sieht die Regenbogenfamilie fotogen am See.

Warum lässt mich das alles kalt? Es ist zu viel drin, man folgt der Geschichte nur mit Mühe. Und sie ist unstimmig. Erst wird einem Jessie als superkompetent präsentiert, dann fällt sie auf den windigsten Berater herein. Michi will mit Döme «Family», doch dann ist er – zack! – im Schwulenklub und erblickt im Stroboskoplicht einen Unbekannten.

Die Szenen bei Swissplus strotzen vor Klischees. So stellen sich Schülerinnen das Arbeitsleben vor. Dauernd müssen Ideen am Flipboard gepitcht werden, alles ist super ästhetisch. Die Dialoge sind oft hölzern, und Michi und Sarah nimmt man die Bauernkinder nicht ab. Eine Hauptfigur, die sich nicht entwickelt, die immer gleich dreinschaut und so viel lügt, mit der fühlt man nicht mit.

Am Schluss ist man ganz erschöpft und froh, dass es vorbei ist.

Kino

Mafia-Film der ganz anderen Art

Wolfram Knorr

Nostalgia (Italien, 2022)

Von Mario Martone. Mit Pierfrancesco Favino, Francesco Di Leva, Tommaso Ragno

Er arbeitete sich in Ägypten zum seriösen Bauunternehmer hoch, konvertierte zum Islam und wagt nach langer Abwesenheit einen Besuch in seiner Heimat Neapel, dem Quartier Sanità im Herzen der Stadt. Felice (Pierfrancesco Favino) zieht es sogleich wieder hinein ins urbane Labyrinth, das seine Kindheit prägte: die lärmigen Strassen, dunklen Gassen, grottenartigen Hinterhöfe und das chaotische Treiben der Menschen. Vierzig Jahre ist es her, dass er sich aus dem Moloch mit seiner lähmenden Gravitation befreite, die Kraft fand, sich der morbiden Heimeligkeit zu entledigen. Nur seine alte, fast blinde Mutter lebt noch; sie wollte er noch einmal sehen.

Verfolgt von einer Mitschuld

Sein Besuch beglückt die zerbrechliche Dame, die einst im Ruf stand, die hübscheste und beste Näherin zu sein. Er kümmert sich liebevoll um sie und nutzt seinen Aufenthalt für tägliche Spaziergänge, die ihn bis in die finsternen Ecken einer Mentalität wieder eindringen lassen, der er einst entflo, der rohen, ver-

wahrlosten Gewalt, der er mit seinem Jugendfreund Oreste nachging. Er erkundigt sich nach ihm, und schon die Nennung seines Namens löst reflexartig Angst, Schweigen aus.

Der furchtlose, rabiate Pater Luigi (Francesco Di Leva), der Jugendliche von der Strasse holt und ihnen Arbeit verschafft, klärt ihn auf: Oreste (Tommaso Ragno) ist der gefürchtete lokale Camorra-Chef. Felice sass jeweils hinter ihm auf der Vespa bei ihren Radau- und Einbruch-Touren – bis es zu einem Mord kam. Den beging zwar nicht Felice, aber er hing mit drin und verliess Hals über Kopf Stadt und Land. Vor vierzig Jahren.

Seiner Herkunft lässt sich nicht entfliehen. In «Nostalgia» (für den Oscar Bester fremdsprachiger Film nominiert) von Mario Martone, 61, einem renommierten Film- und Theaterregisseur, wird das zu Felices Trauma. Ihn verfolgt eine Mitschuld, die er auch im fernen Ausland nicht bewältigte. Handelte er richtig, als er den Freund sitzenliess? Seine Streifzüge durchs Quartier werden zu nostalgisch imprägnierten Rechtfertigungswanderungen. Nichts hat sich geändert, die Menschen sind noch immer so gläubig, fatalistisch, brutal, anarchisch wie in seiner Jugend. Zeit ist hier abwesend. Auf Verständnis hoffend, sucht er den Kontakt zu Oreste. Ermanno Rea, Autor des gleichnamigen Romans, weist darauf hin, dass sich Neapel nur zu Fuss (wieder)erobern lasse. Mario Martone folgt in seiner Verfilmung dem Rat. Allein wie Felice die Sprache bei Plaudereien zurückgewinnt, das Arabische aus seinem Neapolitanischen tilgt, sich behutsam wieder dem Alkohol



Spaziergänge in die finsternen Ecken: Tommaso Ragno als Camorra-Chef in «Nostalgia».

zuwendet, Lokalkolorit aufsaugt, ist von hoher Sinnlichkeit.

Wenn Felice eine Art italienischer Leopold Bloom ist, ein Odysseus, der seine Stadt zu Fuss für sich und sein Gewissen zurückerobert, dann

Seiner Herkunft lässt sich nicht entfliehen. In «Nostalgia» wird das zu Felices Trauma.

ist sein Ex-Freund Oreste der Kurtz von Neapel, das Herz der Finsternis, der die Jugendlichen und Armen des Quartiers für seine üblen Geschäfte einspannt. In einer gespenstischen Szene lässt er den Ex-Kumpel in seine gut gesicherte Festung holen und zeigt nur Verachtung. «Was hätte ich tun sollen?», fragt Felice, «ich konnte nur fliehen.»

Diskrete Genauigkeit

Er habe ihn im Stich gelassen, sich in der Fremde ein erfolgreiches Leben aufgebaut, raunzt Oreste. Ihm dagegen blieb nur der ewige Kreislauf des Verbrechens. Er regiere immer mehr in einem Geisterreich und gebe den Verlorenen Arbeit, Wohnungen, ein Leben. Und was springt für ihn heraus? Isolation, Gefängnis – nirgendwo könne er hin. Deshalb möge Felice bitte wieder verschwinden, zurück in seine Erfolgswelt.

Weil Felice sich entschliesst, den furchtlosen Pater Luigi bei dessen Jugendhilfe finanziell zu unterstützen, fühlt sich Oreste herausgefordert, lässt Felices Vespa in Flammen aufgehen, seine Wohnung mit Drohungen be-

schmieren. Häufig stromert er selbst wie ein Gespenst, das Gesicht unter einer Kapuze verborgen, durch die Gassen der Stadt.

«Nostalgia» ist ein Mafia-Film der ganz anderen, ungewohnten Art. Die Camorra ist immer präsent, aber nie physisch sichtbar. Mario Martone dringt mit der diskreten Genauigkeit eines Ethnologen in die so komplexe wie toxische Topografie des Quartiers. Sie bestimmt Duktus und Perspektive. Wir sehen nie mehr, als Felice sieht: Impressionen, Begegnungen, Blicke, Gesten, leise, spröde und zugleich immer mit einem unheimlichen Unterzug, komponiert zu einem Puzzle von suggestivem Reiz, unaufdringlicher Dichte.

Massgebend fürs Gelingen sind nicht nur Bild (Kamera: Paolo Carnera) und der fabelhafte Sound (Tangerine Dream), sondern in erster Linie natürlich Pierfrancesco Favino, ganz schweigende Neugier und distanzierteres Mitgefühl; ein selbstquälerischer Humanist, der sich in seine Vergangenheit zurücktastet wie der Besucher, der das Haus seiner Kindheit wieder betritt. Das entfaltet eine Spannung, weil wir nie wissen, wer ihm über den Weg laufen wird. Und Felice wirkt, als wisse er, Erfreuliches ist hier rar.

Podcast Der Klang des Bösen Stefan Millius

True Crime: mit Alexander Stevens und Jacqueline Belle. Bayern 3 (6. Staffel)

Ab dem 23. März sind sie wieder unterwegs. Fünfunddreissig Termine wurden für die neue Tour angesetzt, und sie dürften alle restlos ausverkauft sein. Genau wie letztes Jahr, als Alexander Stevens und Jacqueline Belle auf Bühnen quer durch Deutschland sass.

Stevens und Belle sind allerdings kein Pop-Duo. Er ist Strafverteidiger in München, sie Moderatorin bei Bayern 3. Die Grundlage ihrer Liveshow ist ein Podcast im Programm des Radiosenders. «True Crime» läuft derzeit bereits in der sechsten Staffel. Darin erzählt Alexander Stevens von seinen Fällen, zu denen alles gehört, was das Strafrecht hergibt. Er gibt Einblick in die Arbeit der Polizei und der Staatsanwaltschaft und verrät auch einige seiner eigenen Kniffe als Verteidiger.

Endorphine freigesetzt

Dass aus einem Podcast eine Bühnenshow wird, mag erstaunen. Aber es gibt weitere Beispiele für den Siegeszug des gesprochenen Worts. Die deutsche Wochenzeitung *Die Zeit* strahlt seit 2018 einen Krimi-Podcast aus. Soeben hat sich eine

Berliner Produktionsfirma die Rechte für vier Filme gesichert, die auf den darin geschilderten Fällen beruhen. Podcasts erobern den TV-Bildschirm.

Rund um wahre Verbrechen gibt es allein im deutschsprachigen Raum inzwischen unzählige Podcast-Serien. Sie sind ein sicherer Wert, denn: Das Publikum will sich gruseln. Der Psychiater Borwin Bandelow spricht vom «imaginierten Grauen» im sicheren Wissen, dass man selbst nichts zu befürchten hat. Dabei werden Endorphine freigesetzt, die für ein Hochgefühl sorgen. Das funktioniert über die Ohren besonders gut: Die Vorstellungskraft wird aktiviert. Podcasts haben gegenüber verfilmten Bildern zudem den Vorteil, dass sie sich hören lassen, während man anderweitig beschäftigt ist – beim Joggen, im Auto, am Bügelbrett.

Perlen und Tausendware

Der Fundus an *true crimes* ist schier unerschöpflich. Genau wie der an Experten. Gerichtsreporter berichten über ihre Arbeit («Der Gerichtsreporter» mit Stefan Wette), Kriminalpsychologen bieten Einblick in die Seele von Verbrechern («Böse» mit der Ärztin Julia Shaw), Rechtsmediziner nehmen die Hörer mit in die Pathologie («Die Zeichen des Todes» mit Professor Michael Tsokos).

In diesem inflationären Angebot gibt es Perlen und Tausendware. Eines der Urformate des Genres ist das amerikanische «Serial Killers», das von Spotify auf Deutsch adaptiert wurde. Hier erzählen zwei Stimmen die Lebensgeschichte von Serienmördern in einer Art vertontem Wikipedia. Das reicht inzwischen kaum mehr. Wirklich spannend wird es erst, wenn der Hörer merkt, dass er mehr bekommt als eine reine Chronik der Ereignisse.

Beispielsweise, wenn ein Podcast auf investigativen Journalismus trifft. Ein herausragendes Beispiel ist «The Real Bierkönig – Mord auf Mallorca». Die sechsteilige Spotify-Serie sucht nach Antworten auf offene Fragen nach dem brutalen Mord an einer Familie; mit einem schillernden Deutschen im Zentrum, der den Ballermann mit seinem Bier beherrschte.

Dabei geht es längst nicht mehr nur um Superlative und möglichst spektakuläre Fälle. Eine der erfolgreichsten Produktionen ist die Serie «Verbrechen von nebenan» (RTL+ Musik). Der Radiojournalist Philipp Fleiter beleuchtet dort mit Gästen Verbrechen, die es selten zu landesweiter Bekanntheit geschafft haben, aber dank des direkten Einblicks in Akten und Tatort nicht weniger spannend sind.

Ein Ende des Booms ist nicht abzusehen. Allein die ARD führt in ihrer Audiothek Dutzende Podcasts, von der regelmässigen Serie über Miniserien bis zu Einzelfolgen, in denen gemordet, geraubt, entführt und erpresst wird. Bügeln und Autofahren hat noch nie so viel Spass gemacht wie heute.



Kunst

Zeitgeistige Pop-Art

Rolf Hürzeler

The Mystery of Banksy: «A Genius Mind».
Halle 622 b, Zürich Oerlikon. Bis 31. Mai

Ein rekonstruiertes Stück Mauer mit einer gepanzerten Friedenstaube: Die Installation soll den Konflikt zwischen den Israeli und den Palästinensern versinnbildlichen. Der englische Street-Art-Künstler Banksy hatte den Vogel einst auf die Mauer gesprayt, die weite Teile des Westjordanlands umschliesst. Jetzt ist das Graffiti mit anderen Israel-kritischen Bildern als Reproduktion in der Ausstellung «The Mystery of Banksy – «A Genius Mind»» in Zürich Oerlikon zu sehen.

Die Schau mit 160 Replikas des namentlich nicht bekannten Künstlers kommerzialisiert den Zeitgeist perfekt. Nahostkonflikt, Ukraine-Krieg, Umweltzerstörung, Bootsflüchtlinge im Mittelmeer: Die gesamte aktuelle politische Agenda ist darin verpackt, stets aus der moralisch-kritischen Sicht der politischen Korrektheit.

Allerdings ist die Ausstellung von Banksy nicht autorisiert. Dahinter stecken vielmehr die Eventmanager von COFO Entertainment und der Maag Music & Arts AG, die bereits Gunther

von Hagens' «Körperwelten» in die Schweiz gebracht haben. Die Organisatoren profitieren von der umstrittenen Auslegung der Urheberrechte illegaler Sprayereien – gehören sie dem Künstler Banksy, dem Eigentümer der Mauern oder gar der Allgemeinheit?

Vor drei Jahren hat Banksy «The Walled Off Hotel» in Bethlehem eröffnet, wo Touristen den Nahostkonflikt von ihren Zimmern aus betrachten können. Durch den nachgebauten Eingang von «The Walled Off Hotel» führt die Zürcher Ausstellung. Im ersten Raum wird das

Banksy zeichnet sich durch einen bewundernswerten Geschäftssinn aus.

mediterrane Flüchtlingsdrama angesprochen: Banksy hat drei süssliche Küstenbilder mit Schwimmwesten versehen, die suggerieren, dass ihre Träger ertrunken sind. Das Thema ist ein Schwerpunkt der Schau, von der ein Teil des Erlöses an den Unterhalt eines Flüchtlingschiffs geht, das Banksy finanziert hat.

Jahrmarkt des Zerfalls

Die Ausstellung ist plakativ propagandistisch, aber auch witzig subversiv. Dies illustriert eine Disneyland-Parodie des Künstlers in der west-englischen Küstenstadt Weston-super-Mare mit ihrem Vergnügungspark. Banksy erbaute eine Anti-Chilbi unter dem Titel «Dismaland»

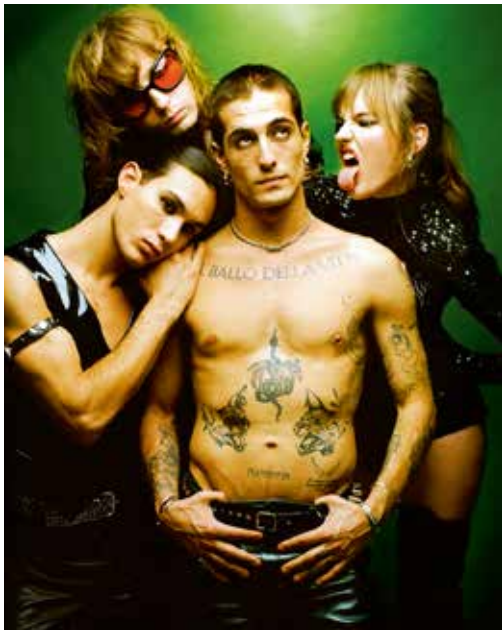
(*dismal* heisst «düster») mit einem Jahrmarkt des Zerfalls und griesgrämigem Personal, das die Besucher erschreckte. Eine Videoschau illustriert diese Installation anschaulich.

Spätestens an diesem Punkt erkennen Besucher, dass Banksy nicht ein mysteriöser Künstler der solitären Art ist. Der Mann ist der Chef eines globalen Unternehmens und zeichnet sich durch einen bewundernswerten Geschäftssinn aus, wie eine Videoschau von der Versteigerung des ikonografischen Werks «Girl with Balloon» zeigt. Nach der Auktion zerschredderte sich das Bild zur Hälfte selbst, so dass das Überbleibsel ein paar Jahre später nochmals in eine Versteigerung kam – für zwanzig Millionen Franken. Selten hat einer seine Kunst so geschickt inszeniert.

Unglücklicherweise kippt die Ausstellung mitunter in Sozialkitsch. Beispielhaft dafür ist das Mauerbild «Season's Greeting», die Karikatur einer Weihnachtskarte mit einem Kind, auf das Asche statt Schneeflocken fällt. Es soll laut der Kuratorin die «Umweltzerstörung in einem walisischen Dorf» durch die Stahlindustrie dokumentieren. Tatsächlich handelt es sich um eine Intervention Banksys in der südwalisischen Industriestadt Port Talbot, wo die Gewerkschaften zurzeit verzweifelt dafür kämpfen, dass die chinesischen Investoren ebendiese hochdefizitären Stahlwerke weiter finanzieren. Die Umweltfrage scheint angesichts der drohenden Arbeitslosigkeit nicht ganz so gravierend zu sein.



Plakativ propagandistisch, aber auch witzig subversiv: Banksy-Schau in Zürich Oerlikon.



Zur richtigen Zeit: Maneskin.

Musik

Rockstars in Strapsen

Benjamin Bögli

Maneskin: «Rush!»

Es geht also doch noch. Die italienische Band Maneskin gewann 2021 den Eurovision Song Contest (ESC) und ist jetzt weltberühmt. Selbst in Amerika, dem umsatzstärksten Markt, ist sie erfolgreich. Das gelang früher höchstens einmal Céline Dion, die 1988 für die Schweiz antrat, oder 1974 den schwedischen Popkönigen Abba. Und jetzt also Maneskin. In der amerikanischen Entertainment-Zeitschrift *Variety* erschien jüngst ein Artikel über die Newcomer mit dem Titel: «Wie vier junge Italiener zur grössten Rockband der letzten Jahre aufstiegen». Das liegt natürlich auch daran, dass es in den letzten fünfzehn Jahren kaum neue Rockmusik für die breite Masse gab. Je länger diese Baisse anhielt, desto weniger riskierte jemand, sich am Sound der funkensprühenden Gitarrenriffs die Finger zu verbrennen.

Ein Kritiker des italienischen *Rolling Stone* beschrieb das Maneskin-Phänomen und stellte fest, dass die Band zwar nichts Neues mache, dies aber zur richtigen Zeit, weil «sie den Rock als lebendigen Körper versteht und nicht als genialen Leichnam, über den man wacht». Maneskins Musik knüpft tatsächlich dort an, wo der Rock kurz nach der Jahrtausendwende stehen geblieben war. Die Songs klingen ein bisschen nach den Strokes, Franz Ferdinand, den Dandy Warhols, den White Stripes oder Mando Diao. All das, abgeschmeckt mit einer Prise Red Hot Chili Peppers.

Bisher sind von ihnen drei Alben erschienen. In der Schweizer Hitparade stieg «Rush!» Ende Januar direkt auf Platz eins ein. Maneskin, das sind Damiano David (Gesang), Thomas Raggi (Gitarre), Victoria De Angelis (Bass) und Ethan Torchio (Schlagzeug), alle zwischen 1999 und 2001 geboren. Der Bandname ist dänisch und bedeutet Mondlicht; die Mutter von De Angelis stammt aus Dänemark. Die Gruppe formierte sich 2016 in Rom, 2017 belegte sie in der Talentshow «X Factor» den zweiten Platz, den internationalen Durchbruch schaffte sie beim erwähnten ESC. Der Song hiess «Zitti e buoni». Im selben Jahr, 2021, gelang ihr das Kunststück, sich als erste italienische Rockband in den Top Ten der britischen Single-Charts zu platzieren. In den USA sorgte sie vor allem mit dem fantastischen The-Four-Seasons-Cover «Beggin'» und einer neu eingespielten Version ihres Lieds von 2017, «I Wanna Be Your Slave», im Duett mit der amerikanischen Punkrock-Legende Iggy Pop für Furore. Das Musikvideo zeigt die Jungs in Strapsen.

Astronomische Umsätze

Die Hit-Platte «Rush!» ist mit siebzehn Songs ausgestattet. Darunter befinden sich auch ein paar italienische Lieder. Das gehört ebenfalls zum Phänomen Maneskin: Die Musiker berühren ein englischsprachiges Massenpublikum mit einem Hauch von Italianità, zumal auch das Englisch des Sängers – vielleicht sogar absichtlich – nicht astrein klingt. Diese Mischung beschert dem Quartett offenbar astronomische Umsätze. Wikipedia schreibt von vierzig Millionen verkauften Alben. Wer solche

Die Musiker berühren ein englischsprachiges Massenpublikum mit einem Hauch von Italianità.

Zahlen liest, den verwundert es kaum noch, dass bei «Rush!» einer der Grössten im Geschäft mitmischte. Der schwedische Pop-Magier Max Martin, der in den letzten 25 Jahren die meisten Nummer-eins-Stücke überhaupt produziert oder geschrieben hat, hielt seinen Zauberstab über «Rush!».

Die Nummern auf dem Album, das eine Grammy-Nomination erhielt, sind meist stampfende und peitschende Rocksongs. Dazwischen ist die eine oder andere Ballade eingestreut. Sie erinnerten manch einen Hörer an Radiohead, wie im Internet zu lesen ist. Doch Maneskin hört sich leichter, weniger melancholisch an. Die vier Römer geben sich zwar Mühe, düster zu klingen, aber man nimmt es ihnen nicht ganz ab. Davon abgesehen, sind die Titel allesamt melodiös, perfekt getimt und eingängig. Das Unverwechselbare, einen typischen Maneskin-Sound, sucht der Rockfan trotzdem vergebens.

Jazz

Die Suche nach dem verlorenen Song

Peter Rüedi

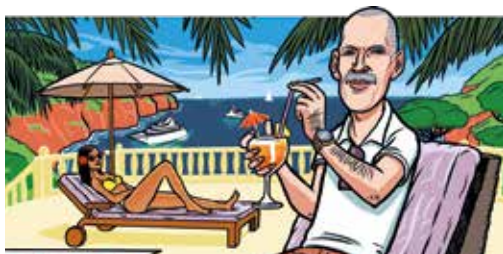
Samara Joy: Linger Awhile.
Verve. 00602448266491

Dieses Album ist das Denkmal für eine alte Kunst. Dass die Sängerin Samara Joy mit «Linger Awhile» unlängst nicht nur den Grammy für das «Best Jazz Vocal Album», sondern gleich auch noch die Auszeichnung als «Best New Artist» gewonnen hat, mag der eine oder die andere als paradoxes Indiz dafür nehmen, dass Jazz insgesamt zur Kunst mit einer abgeschlossenen Geschichte, gar zu einer sentimentalischen Angelegenheit geworden ist: noch einmal beschworen durch eine 1999 geborene schwarze Sängerin. Samara Joy McLendon, wie die Dame mit ganzem Namen heisst, ist ein Ausnahmetalent. Sie verkörpert nicht weniger als das, was ich in einem sieben Jahre vor ihrer Geburt geschriebenen Text einmal «Die kurze und glückliche Geschichte des Jazzgesangs» genannt habe; was meinte, dass, trotz mannigfacher bewundernswerter zeitgenössischer Vokalkunst auch im improvisierten Fach, Jazzgesang eine historische Kunst ist, wenn immer wir darunter etwas anderes verstehen als (in ihrer Genetik durchaus verwandte) Vokalformen wie Blues, Gospel, Soul, R & B oder auch Rap.

Historisch oder zeitlos? Samara Joy singt Standards aus dem sogenannten Great American Songbook. Sie interpretiert also *lyrics*, Texte; in einem Fall erfindet sie sie selbst, zu einem Stück des Bebop-Trompeters Fats Navarro («Nostalgia», inklusive Solo). Ihre Vorbilder sind die Heroinnen der Disziplin: Ella Fitzgerald, Billie Holiday, Sarah Vaughan – aber eben im Plural. Das macht ihren Horizont aus: Sie kopiert nicht ein einzelnes Vorbild, sie zieht auf eigene Weise eine Art Quintessenz aus ihnen allen. Im Rücken hat sie eine befeuerte Rhythmusgruppe mit Ben Paterson am Piano, David Wong am Bass und dem Drummer Kenny Washington, dazu den exzellenten Gitarristen Pasquale Grasso. Für eine schöne Lesart von Thelonious Monks «'Round Midnight» kommen drei Bläser dazu.

Joy gelingt beispielhaft die Balance zwischen den Polen allen Jazzgesangs: Intimität und Power, Verinnerlichung und Virtuosität. Zwischen Holiday und Fitzgerald trifft sie, sozusagen, die Temperatur von Sarah Vaughan. Etwas sehr pauschal gesagt. Denn im bewegendsten Stück, einem finalen Zwiegespräch mit Grasso über George Gershwins «Someone to Watch over Me», orientiert sie sich unverkennbar an einem Intimissimo des Klassikers, einer Version von Fitzgerald im Duo mit dem Pianisten Ellis Larkins.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Kaiserin

Mark van Huissing

Zurzeit findet ein Sisi-Revival statt, wieder mal: eine Netflix-Serie mit Namen «Die Kaiserin» über Elisabeth von Österreich-Ungarn (sehenswert in meinen Augen), weiter der TV-Mehrteiler «Sisi», von dem eine dritte Staffel in the making ist, oder der Film «Sisi & Ich» (ab 30. März 2023 im Kino). Klar, das Leben der 1837 in Bayern als Herzogin Geborenen – 1898 auf einem Raddampfer vor Genf von einem italienischen Anarchisten umgebracht mit einem Feilenstich ins Herz – ist spannend und filmreif, das weiss man spätestens seit Mitte der 1950er Jahre, als ein Dreiteiler mit Romy Schneider als Sissi (damals noch mit zwei S) im Fernsehen gezeigt wurde.

Bleiben Sie dran, es kommt nichts, was Sie aus dem Geschichtsunterricht bereits wissen respektive längst vergessen haben, weil es Sie nie interessiert hat. Stattdessen schlägt MvH einen Haken – und erzählt von FvH, Francesca von Habsburg. Denn sie wäre heute Kaiserin, wenn Österreich noch eine Monarchie wäre. Und Ihr Kolumnist kennt sie ein bisschen, ist also kein Durchschnittsquaker wie bei Sisi.

Francesca ist die älteste Tochter von Hans Heinrich «Heini» Thyssen-Bornemisza, sie kam in Lausanne zur Welt, wuchs in der Villa Favorita am Luganersee bei ihrem Vater auf sowie in London, wohin ihre britische Mutter Fiona Campbell-Walter, die «Heidi Klum der späten 1950er Jahre» (Welt am Sonntag), nach der Scheidung gezogen war. Anfang der neunziger Jahre lernte Francesca Karl Habsburg-Lothringen kennen, den Enkel von Karl I., Österreichs letztem Kaiser (dessen Grossonkel Kaiser Franz Joseph war Sisis Ehemann – kompliziert, ich weiss). Der Heiratsantrag von Karl

an Francesca, nebenbei erwähnt, soll gelaundet haben: «Wie würde es dir gefallen, hier einmal begraben zu liegen?» Er fragte dies, als er ihr die Kapuzinergruft in Salzburg, das Familiengrab, zeigte. Als Quelle dafür ist bei Wikipedia der Daily Telegraph angegeben, auf den sich der erwähnte Welt am Sonntag-Artikel stützt – diesen hat Ihr Kolumnist geschrieben, übrigens.

Damit sie den Österreicher heiraten durfte, musste Francesca Katholikin werden. Zuvor war sie in London ein Partygirl, Pardon: the Partygirl gewesen. Die Feste in ihrer mews, einem zu einem schicken, kleinen Haus umgebauten Pferdestall, sollen zu den besten der Stadt gezählt haben (Iggy Pop war Stammgast). Buddhistin war sie ebenfalls, sie traf den Dalai Lama. Später, als katholische Österreicherin, wurde sie dann von Benedikt XVI. empfangen. «Wer ist eigentlich charismatischer, der Papst oder der Dalai Lama?», fragte ich sie. «Ich denke, alle heiligen Männer haben aussergewöhnliche Kräfte», antwortete sie (der Dalai Lama sagte zudem: «Francesca, du musst ein aussergewöhnliches früheres Leben geführt haben, musst viel Gutes getan haben. Denn du wurdest in einer Position von Reichtum und Einfluss wiedergeboren. Einer Position aber auch, um noch mehr Gutes zu tun.»).

Der Kaiserenkel, seine kleine Stadt mit dem grossen Haus der Familie (dreissig Zimmer) und Francesca «La Magnifica» (*Architectural Digest*, nicht von mir) waren ein *mismatch*. Salzburg fand sie langweilig, die Casa Austria mochte sie nicht. Doch Scheidung kam nicht in Frage. Otto Habsburg, Francescas Schwiegervater, soll gesagt haben: «Mein Sohn ist katho-

«Wie würde es dir gefallen, hier einmal begraben zu liegen?»

lich genug, dass er weiss, was er tut.» Oder nicht, ums Jahr 2000 zogen Karl, sie und die drei Kinder nach Wien – aber nicht zusammen. Eine Zeitlang hatte Francesca, mittlerweile angekommen in der Welt der Kunst als Auftraggeberin von Werken für ihre Sammlung, vor, «nach Hause zurück», in die Schweiz, zu gehen; Zürich war auf der Landkarte (es passierte nicht, leider). 2018 schliesslich, der

Schwiegervater war schon lange tot, die Kinder volljährig, liess sich das Paar «heimlich scheiden» (Adelswelt.de).

Verbindung mit ihr zu halten, ist machbar, einen Überblick darüber zu behalten, was genau sie tut, schwieriger. Sie lebt heute in London und Wien, ihre Kunstsammlung, eingebracht in die Stiftung Thyssen-Bornemisza Art Contemporary (TBA21), treibt sie weiter nach Kräften voran. Vielleicht gibt's mal eine Netflix-oder-so-Serie über FvH. Ich würde sie mir ansehen. Und mich um eine Neben- oder Statistenrolle darin bewerben.



UNTEN DURCH Lieferung ins Kriegsgebiet Linus Reichlin

Vor ein paar Wochen fand ich in der Schublade drei Pistolenpatronen, die da wahrscheinlich schon seit Jahren herumliegen. Ich dachte: «Was soll ich denn jetzt mit dieser Munition anfangen, ich weiss ja nicht mal, ob die noch funktioniert.» Na gut, ich hätt's ausprobieren können, ich hab ja eine Pistole. Der Hund meines Nachbarn stört mich sowieso die ganze Zeit mit seinem Gebell. Aber ich dachte: «Quatsch, lass das doch die Ukrainer machen, die brauchen die Munition dringender als du.» So bin ich. Ich denke immer zuerst an andere Völker und dann erst an mich. Also steckte ich die drei Patronen in ein Plastiktütchen, und dieses klebte ich am unteren Rand eines Stücks Karton fest. Denn ich dachte, wenn die Kugeln oben liegen, dort, wo die Briefmarke ist, und wenn ein ukrainischer Postbeamter dort vielleicht seinen Stempel draufhaut ... dann wird er aus dem Brief heraus am Schluss noch erschossen! Wenn ich so was gewollt hätte, hätte ich den Brief nach Russland geschickt. Oder nach Washing-

ton. So. Jedenfalls polsterte ich die Kugeln sogar noch mit Abschminkwatte, und dann steckte ich sie ins Couvert. Mit wasserfestem Filzstift schrieb ich die Adresse des ukrainischen Verteidigungsministeriums aufs Couvert: Das ist ja schliesslich ein Kriegsgebiet. Da kann es jederzeit zu Beschädigungen des Dachs der Hauptpoststelle kommen, und das ganze Regenwasser platscht dann auf die noch nicht weiterbeförderten Couverts. Ja, so ist das: Im Krieg kann es jederzeit reinregnen, wo es vorher trocken war. Aber mein Couvert wird dann trotzdem weiterbefördert, weil es das einzige ist, auf dem man die Adresse noch lesen kann: wasserfester Filzstift. Wenn man, so wie wir, noch im Frieden lebt, muss man sich eben ein bisschen in die einfühlen, die schon im Krieg sind. Dann schickt man ihnen auch ganz automatisch Munition, denn es ist ja klar, dass sie jetzt darauf warten und nicht auf ... was weiss ich ... Regenschirme. So. Und dann schickte ich das Couvert ab.

Eine Woche später setzte ich mich vor den Fernseher, schaute mir die Kriegsbericht-erstattung an und dachte: «Vielleicht schiessen die jetzt genau mit deiner Munition!» Aber dann brachte das Fernsehen ein Interview mit einem jungen russischen Soldaten, der sagte, seine Mutter sei so traurig, und er selbst wisse gar nicht, warum er überhaupt hier sei – und da dachte ich: «Nein!» Das war ein ganz netter Junge, mir war gleich klar, dass ich nicht wollte, dass der mit meiner Munition erschossen wurde. Denn ich verstand seine Mutter sehr gut. Jetzt merkte ich, dass die Sache komplizierter ist, als man denkt, wenn man nicht darüber nachdenkt. Aber wenn man darüber nachdenkt, wird es sogar noch komplizierter. Dann denkt man plötzlich: «Hätte ich doch wenigstens eine Kugel den Russen geschickt!» Aber das macht's ja auch nicht besser.

Jetzt ganz ehrlich: Mich überforderte das. Ich bereute, das Couvert geschickt zu haben, und wollte damit seelisch nichts mehr zu tun haben. Mich packte auch plötzlich eine irrationale Wut, ich dachte: «Was geht mich euer verdammter Scheisskrieg an!» Ich dachte: «Wenn ich noch mal alte Munition in einer Schublade finde, erschiess ich damit den Nachbarshund, basta!» *What happens in Vegas, stays in Vegas.* Das ist ein verdammt guter Spruch, der konsequenterweise bedeutet, dass

die Leute in Las Vegas sich nicht in Dinge einmischen, die ausserhalb von Las Vegas geschehen. Und dann kam das Couvert zurück mit einem Zollvermerk, dass da irgendwelche explosiven Gegenstände drin seien, die man nicht verschicken dürfe: grosses Aufatmen bei mir. Ich hab die Kugeln dann in den Gully geschmissen, und dabei ist mir mein Autoschlüssel auch reingefallen: Seither hasse ich diesen Krieg!



FRAUEN Michelle Yeoh, Ikone Julie Burchill

Asiatische Schauspielerinnen haben es in Hollywood nicht gut gehabt. Sie wurden nicht wie Blondinen zu Sexhäschen oder wie Schwarze zu Dienstmädchen herabgewürdigt, aber dem Klischee der «Dragon Lady» entsprechend hatten sie listige und gern auch böse Figuren darzustellen. Das von 1882 bis 1943 geltende, Chinese Exclusion Act genannte Gesetz verbot chinesischen Arbeitern die Einreise in die USA. Doch davor hatte es schon den Page Act gegeben, der Frauen aus China, Japan und anderen asiatischen Ländern nicht einreisen liess, da man davon ausging, dass sie sich prostituierten. Nur eine Schauspielerin asiatischer Abstammung – Anna May Wong – wurde in Hollywood zum Star, und sie war abonniert auf unheimliche Asiatinnen, eben «Dragon Ladies». Noch immer sind asiatische Schauspielerinnen unterrepräsentiert, aber immerhin haben wir Sandra Oh, Lucy Liu – und Michelle Yeoh.

Mit zwanzig war sie bereits Ballerina und Miss Malaysia, dann wurde sie zum Star von in Hongkong hergestellten Martial-Arts-Filmen, in denen sie, was untypisch war, Stunts selbst machte. 1997 wirkte sie in «Tomorrow Never

Dies» mit. Davor waren Asiatinnen in Bond-Filmen nur als austauschbare Geishas vorgekommen. Doch die von Michelle Yeoh dargestellte kommunistische Obristin zeigte 007, wo der Hammer hing. Pierce Brosnan bezeichnete sie ihrer Kampffähigkeit wegen als «weiblichen James Bond», doch das traf die Sache nicht, denn während Brosnans Bond nicht mehr als eine männliche Schaufensterpuppe war, war die von Michelle Yeoh verkörperte Wai Lin ein echter Mensch.

Sie wurde schon als grösste Actionheldin aller Zeiten und als einer der fünfzig schönsten Menschen der Welt gefeiert. Letztes Jahr erklärte die Zeitschrift *Time* sie zu einem der einflussreichsten Menschen der Welt und zur Ikone des Jahres. Als verwirrte Immigrantin, die in «Everything Everywhere All at Once» die Welt retten muss, hat sie bereits einen Golden Globe gewonnen und könnte nächsten Monat einen Oscar erhalten – als erste Asiatin seit Merle Oberons Oscar-Nomination von 1936, wobei Oberon immer verschwiegen hatte, dass sie in Bombay als Tochter einer Eurasierin geboren war – damit sie in Liebesfilmen die weibliche Hauptrolle spielen konnte.

So etwas kommt nicht mehr vor. Nachdem Asiatinnen schändlicherweise lange Jahre Untermenschen gespielt hatten, schien es eine Zeitlang, als würden sie nur noch als Übermenschen besetzt wie von Tarantino oder in «Crouching Tiger, Hidden Dragon». Auch damit sprach man ihnen ihre Menschlichkeit ab, doch immerhin auf vergnüglichere Weise. Jetzt aber macht Michelle Yeoh durch ihre gloriose Menschlichkeit solchen Klischees endgültig den Garaus.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Waffenschwestern

Scholz: Du willst Bundeswehrsoldaten in die Ukraine verlegen?

Baerbock: Die Truppen reisen selbstverständlich CO₂-kompensiert und werden vegan ernährt.

Scholz: Birgt ein Kriegseintritt nicht enorme Sicherheitsrisiken?

Baerbock: Sicherheitsrisiken gibt es nur bei Atomkraftwerken.

Scholz: Und beim Krieg nicht?

Baerbock: Dieser Krieg ist sicher.

Scholz: Wir gehen mit einem Kriegseintritt also kein Sicherheitsrisiko ein?

Baerbock: Das einzige Sicherheitsrisiko wäre ein Atomkrieg. Und um einen solchen zu verhindern, muss sich Deutschland in diesen Krieg einbringen.

Scholz: Wir ziehen also in den Krieg mit dem strategischen Ziel, einen Atomkrieg zu verhindern?

Baerbock: Je mehr atombombenfreie Staaten bei diesem Krieg mitmachen, desto kleiner ist das Risiko, dass daraus ein Atomkrieg wird.

Scholz: Sind unsere Bundeswehrsoldaten denn überhaupt bereit für einen Krieg?

Baerbock: Unsere Bundeswehrsoldaten sind bestens ausgebildet in Fake-News-Erkennung. Sie sind geschult in Wokeness-Studies. Sie haben alle ein intensives Antirassismustraining hinter sich und zudem einen Grundkurs in Antisexismus absolviert. Ausserdem schicken wir nur Bundeswehrsoldaten in den Krieg, die Gewalt von rechts ablehnen.

Scholz: Wie sieht es aus mit der Bewaffnung?

Baerbock: Waffen sind viel zu gefährlich für unsere Soldaten. Sie sollen die Russen ja nicht gleich töten, sondern nur besiegen.

Scholz: Und du denkst, das geht ganz ohne Waffen?

Baerbock: Ich habe sicherheitshalber mal die Firma Pfizer-Biontech mit der Entwicklung von biologisch abbaubaren Panzern und essbarer Munition beauftragt.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Tessiner Heiligtum

Die Kapelle «Santa Maria degli Angeli» macht die Alpe Foppa zum Ereignis.



Innere und äussere Reife: Botta-Kirche auf 1530 Metern über Meer.

Viele Deutschschweizer berauscht das vor-mediterrane Tessiner Klima schon so sehr, dass sie die prächtigen Bauten gar nicht mehr wahrnehmen, die es hier ebenfalls zu bewundern gibt. Unter anderem verdankt die Schweizer Sonnenstube dies Mario Botta, der es vom Luganeser Hochbauzeichnerlehrling zum Baumeister von Weltruhm gebracht hat. Botta plante bereits mit sechzehn sein erstes Haus, danach baute er von Ambri bis Tel Aviv – und auch auf der Alpe Foppa.

Auf den zweiten Blick

Seine Kirche «Santa Maria degli Angeli» taucht in den sozialen Medien immer mal wieder in Listen von Sehenswürdigkeiten auf, die man gesehen haben muss. Das Augenfällige an diesem Gotteshaus ist, dass es nicht wie ein solches ausschaut. Auf den zweiten Blick erst wird einem klar, dass da der Turm für einmal nicht in die Höhe ragt, sondern liegend vom Tal Richtung Berg führt. Wer die Konstruktion begeht, erreicht die eigentliche Kapelle am Ende oder – je nach Perspektive – am Anfang der Anlage. Das Viadukt, nur durch kleine Rundfenster erhellt, ist 65 Meter lang.

Der Kirchenraum ist mit Malereien des italienischen Künstlers Enzo Cucchi versehen.

Die Genialität liegt gleichermassen in der äusseren Reife der «Santa Maria degli Angeli». Sie könnte aus demselben Jahr wie die legendäre Tessiner Brücke «Ponte dei Salti» sein, hat aber auch etwas von einem altertümlichen Aquädukt. Der Bau stammt jedoch von 1996. Botta gelang das Kunststück, etwas Neues, Modernes zu planen, ohne die Authentizität zu vernachlässigen. Die «Santa Maria degli Angeli», am Rand eines Abhangs errichtet, strotzt nur so vor Tessiner DNA.

Lugano, Locarno, Bellinzona

Wer noch nie da war, sollte das unbedingt nachholen – vielleicht schon in diesem Frühling. Im April fährt die Gondelbahn vom Dorf Riviera aus dann wieder zur Alpe Foppa, wo das sakrale Botta-Gebäude steht. Es befindet sich auf 1530 Metern über Meer. Von hier aus sind es zu Fuss noch rund anderthalb Stunden auf den 1961 Meter hohen Monte Tamaro. Dieser sei der einzige Berggipfel im Tessin, von dem aus man gleichzeitig die drei Städte Lugano, Locarno und Bellinzona sehe, heisst es.



Leserangebot: Comedy Club 23 von DAS ZELT

Champions League des Humors

Stefan Büsser, Claudio Zuccolini, Charles Nguela und Nico Arn – wenn die besten Comedians der Schweiz gemeinsam auf einer Bühne stehen, ist beste Unterhaltung garantiert. Reservieren Sie sich 2023 einen Abend ganz in Ihrer Nähe und widmen Sie ihn dem befreienden Lachen und der guten Laune! Als Weltwoche-Leser erhalten Sie Ihr Ticket mit 20 Prozent Rabatt.

Der Comedy Club geniesst seit Jahren Kultstatus in Sachen Humor. Hochkarätige Comedians, Parodisten und Kabarettisten stehen in dieser Show gemeinsam auf der Bühne und sorgen mit den Highlights aus ihrem Programm-Repertoire für ein wahres Comedy-Feuerwerk.

Auch dieses Jahr gibt sich die Crème de la Crème der Schweizer Comedy-Szene die Ehre. Vier der renommiertesten und talentiertesten Comedians des Landes gehen gemeinsam auf Tournee.

Stefan Büsser, auch «Büssi» genannt, ist der Promi unter den Spassmachern. Im Fernsehen, als Radiomoderator und als Stand-up-Comedian begeistert der Zürcher eine riesige Fan-Gemeinde.

Claudio Zuccolini hat sich mit Geschichten und Beobachtungen aus dem Leben einen Namen gemacht. Seine feinsinnigen Pointen und

sein Bündner Charme machen «Zucco» zum absoluten Publikumsliebbling.

Charles Nguela war 2014 mit seinem Stück «Schwarz-Schweiz» der Senkrechtstarter schlechthin. Von toxischer Männlichkeit bis zu Transgender-Seepferdchen reichen seine Themen, die regelmässig für Lachstürme sorgen.

Nico Arn verbindet Comedy und Musik zu einer einzigartigen Show. In seinem unverwechselbaren Rheintaler Dialekt und begleitet von seiner Gitarre oder Ukulele entlarvt er das Urkomische im Alltäglichen.



Platin-Club-Spezialangebot

**Leserangebot
Comedy Club 23 von DAS ZELT**

**Veranstaltungen und Daten
(jeweils 20 Uhr):**

Lachen (Hafenanlage): 8. März
Zürich (Kasernenareal):
29. März und 19. April
St. Gallen (Kreuzbleiche): 9. Mai
Meilen (Beugen): 23. Mai
Wohlen (Merkur-Areal): 6. Juni
Luzern (Allmend): 20. Juni
Basel (Rosentalanlage): 14. September
Aarau (Schachen): 24. Oktober
Solothurn (am Baseltor): 28. November
Bern (Allmend): 12. und 20. Dezember

Spezialpreis:
20 Prozent Rabatt auf den ursprünglichen Preis (ab Fr. 46.40 statt Fr. 58.–).

Buchung:
Auf www.daszelt.ch beim Comedy Club 2023 das gewünschte Datum und die Plätze auswählen. Registrieren und im Warenkorb unter Promotionscode «weltwocheDZ2023» eingeben. Wichtig: Den Code aktivieren und die Bestellung abschliessen.

Bedingungen:
Maximal 4 Tickets pro Person. Einlösbar ausschliesslich auf www.daszelt.ch.
Nur solange Vorrat.

Veranstalter:
DAS ZELT AG, Aeschenvorstadt 71,
4051 Basel
www.daszelt.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Türkisch für Anfänger

Gül Restoran

Tellstrasse 22, 8004 Zürich;
Telefon 044 431 90 90
täglich geöffnet.

Wenn es um die Küche eines bestimmten Landes geht, die in einem Restaurant ausserhalb ebendieses Landes zubereitet wird, stellen Pseudoexperten gerne und schnell die Authentizität der Gerichte in Frage. Dazu sagt der erfolgreiche amerikanische Gastronom David Chang («Momofuku»): «Authentizität ist wie ein totalitärer Staat. Ich habe nichts gegen Authentizität, aber ich hasse es, wenn Leute behaupten, dass nur eine bestimmte Sache authentisch ist.»

Chang kam mir in den Sinn, als ich im «Gül» in Zürich sass, wo Elif Oskan mit den Mitteln der Küche gewissermassen ihre Heimat ab-



bildet. Ich habe kaum Ahnung von türkischem Essen; ob es authentisch ist oder nicht, kann ich nicht beurteilen. Aber ich kann recht zweifelsfrei feststellen, dass im «Gül» hervorragend gekocht wird – oft mit türkischen Produkten oder Ideen, aber nicht nur. Die Pizza-ähnliche Pide mit Brillant-Savarin, Trüffel und Apfelmelasse gibt es wohl nicht in Istanbul, aber sie schmeckt als Verbindung zweier Welten grandios.

Manche Gerichte sind Familienrezepte wie der Eiersalat. Sauerampfer, Minze, Früh-

lingszwiebeln und Sumach stellen dem reichhaltigen Grundgerüst des Gerichts eine erfrischende Leichtigkeit gegenüber. Und die Variante des Iskender-Kebaps ist ein Höhepunkt auf der Karte: Zartes Pouletschenkelfleisch wird cremig-würzig kombiniert mit Dickrahmjoghurt und fermentierten Tomaten, eine Gewürz-Knuspermischung sorgt für Kontrast in den Texturen. Und schliesslich «The Baklava»: Die oft überzuckerte Süsส์speise interpretiert Elif Oskan mit Birnen, Mandelmasse sowie knusprig-blättrigem Teig und serviert dazu Safran-Eis.

In Zürich ist es eines der besten Desserts der Stadt, und es ist authentisch, weil es die perfekt umgesetzte Idee einer talentierten Köchin ist.

David Schnapp ist Autor beim GaultMillau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Neue Klassik vom Vulkan

Tenuta Tascante (Tasca d'Almerita): Contrada Sciaranuova V.V. Etna DOC 2017. 14%. Bindella, Zürich. Fr. 88.–. www.bindella.ch
Tenuta Tascante: Contrada Sciaranuova Etna DOC 2019. 13%. Ebd. Fr. 49.–

Klar, auch beim Wein gibt's Moden. Ebenso unvorhersehbare wie kaum begreifliche Vorlieben des breiten Publikums. Oder auch der wirklichen oder vermeintlichen Spezialisten, die sich für sehr besonders halten und dabei oft genug nur einem Hype der etwas anderen Art folgen. Aber es gibt auch Entwicklungen im Weinbau, die stossen ein paar Pioniere an (nicht selten Zugezogene mit einem unverstellten Blick auf verkrustete Traditionen). Dann finden sie Nachfolger, und am Ende wird daraus die dauerhafte neue und allgemeine Wertschätzung einer bislang weniger beachteten Landschaft oder Sorte. Die inzwischen ziemlich verbreitete Leidenschaft für die Weine vom sizilianischen Ätna ist so ein Fall, besonders die aus der autochthonen Sorte Nerello mascalese. Die sind mit ihrer Verbindung von Kraft und Eleganz



schon fast zu neuen Klassikern geworden. Mit ihrem hellen Rot eine Art Pinot noir (oder Nebbiolo) des Südens, macht die spätreife Sorte zumal in den nordöstlichen höheren Lagen des Vulkans Weine, die auf unvergleichliche Weise cool und *hot* zugleich sind. Nach Promotoren wie Andrea Franchetti (Passopisciaro), Marco de Grazia (Terre nere), Frank Cornelissen und anderen entdeckten auch grosse sizilianische Betriebe die Nische am Vulkan. Unter ihnen jener der Familie Tasca d'Almerita.

Die Conti Alberto und Giuseppe (8. Generation!) produzierten auf den Latifundien ihres Familienbesitzes im Hinterland von Palermo (rund 400 ha) schon zuvor nicht nur Massentaugliches, etwa Kostbarkeiten wie ihren Rosso del Conte. Allein, verglichen

mit Regaleali war 2007 die Gründung von Tascante am Ätna mit gut 20 Hektar eine Art Liebhaberprojekt. Zudem folgte man einem Weg, den unter anderen bereits Franchetti eingeschlagen hatte: Die Erträge werden separat aus Einzellagen vinifiziert, den am Ätna sogenannten *contrade* (das Schutzkonsortium registriert davon am Ätna inzwischen 142 offizielle).

Um endlich vom Wein zu reden: Aus einer davon, Sciaranuova, kommt dieser Nerello macalese V.V., *vigna vecchia*, aus einem darin eingeschriebenen minimalen Bestand sehr alter Reben. Er ist ein Non-plusultra von einem Nerello mascalese: sehr dicht, dabei mit einer rotfruchtigen Frische (Zwetschge, Johannisbeere, Kirsche, sogar eine Spur Himbeere und Blutorange). Fruchtsüsse Würze, spielerische Eleganz mit vulkanisch-mineralischen Reflexen. Grosser Spannungsbogen, grosser Nachhall. Ein ausnehmend souveräner Wein. Eine Art neue Klassizität vom Vulkan. (Der «normale» Sciaranuova erreicht mit seiner Jugendlichkeit nicht ganz dessen tiefen Hallraum, ist aber, vielleicht mit etwas Luft, auch ein schönes Versprechen.)

Porsche mit Stecker

Im Cayenne E-Hybrid Coupé schärft man sein Bewusstsein und lernt etwas Demut.



Bei der Vereinigung Auto Schweiz heissen sie in schönstem Beamtendeutsch «Fahrzeuge mit Lademöglichkeiten am Stromnetz», und gemeint sind sogenannte Plug-in-Hybride (PHEV), die sowohl über einen Elektromotor mit angeschlossener Batterie als auch über einen Benzinmotor verfügen. Im Jahr 2022 hat die Porsche Schweiz AG 758 Cayenne in der Schweiz ausgeliefert. Mehr als die Hälfte davon besaßen einen Hybrid-Antrieb.

Porsche verkauft seine Autos im Hochpreissegment, man kann also nicht von einem Massenphänomen sprechen, aber vielleicht von einem Trend zu mehr Ökologie in der Mobilität. Insgesamt nahm der Anteil von Plug-in-Hybriden am Gesamtmarkt zwar leicht ab, was aber eher mit Lieferschwierigkeiten durch fehlende Bauteile zu tun hat als mit Desinteresse. Mit dem Taycan hat Porsche ausserdem längst ein rein elektrisches Modell in verschiedenen Karosserie- und Motorisierungsvarianten im Programm. Viele Kunden möchten sich womöglich trotzdem den Wunsch erfüllen, das Beste aus zwei Welten zu vereinen.

Kürzlich stand mir das Cayenne E-Hybrid Coupé mit Stecker als «Platinum Edition» für einige Tage zur Verfügung, und nachdem ich ihn erstmals in meiner Garage untergebracht hatte, wollte ich ihn natürlich sofort aufladen. Es ist eine einfache, aber unterschätzte Wahrheit, dass PHEV-Modelle nur einen ökologischen Vorteil bieten, wenn sie konsequent aufgeladen werden. Weil es sich um einen Porsche handelt, ist selbst das Ladegerät für die Haushaltsteckdose beeindruckend hochwertig

und schwergewichtig. Um damit aber Strom ins Auto zu leiten, muss es initialisiert und mit einem Passwort versehen werden. Für einen simplen Vorgang eine reichlich umständliche Angelegenheit, ist aber dann auch erledigt.

Am nächsten Morgen ist der Cayenne geladen, ich kann damit bei günstiger Witterung und nicht zu kalten Temperaturen rund dreissig bis vierzig Kilometer rein elektrisch fahren. Auf dem Weg über den Julier ins Engadin im Hybrid-Modus ist die Batterie irgendwo zwischen Pfäffikon und der Raststätte Glarnerland zwar leer, aber weil ich von der Passhöhe bis hinunter nach Silvaplana etwas defensiver fahre als vielleicht mit einem, sagen wir, 500-PS-V8-Motor, kann wieder etwas Strom generiert und gespeichert werden.

So gesehen, ist ein Porsche Cayenne E-Hybrid nicht nur in der Lage, einen komfortabel und stilsicher über Strassen und durchs Gelände zu tragen. Darüber hinaus lehrt das stolze SUV einen erst noch etwas Demut und schärft das Bewusstsein für einen sparsameren Umgang mit wertvollen Rohstoffen. Was ja wirklich mehr ist, als man von einem gewöhnlichen Auto erwarten darf.

Porsche Cayenne E-Hybrid Coupé Platinum Edition

Motor/Antrieb: V6-Turbo-Benzinmotor, Elektromaschine, 8-Gang-Tiptronic S, aktiver Allradantrieb; Hubraum: 2995 ccm; Systemleistung: 462 PS/340 kW; max. Drehmoment: 700 Nm/1340–5300 U/Min; Lithium-Ionen-Batterie: 17,9 kWh; Verbrauch (WLTP): 3,3–3,7 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 253 km/h; Preis: Fr. 126 600.–; Testfahrzeug: 147 900.–



OBJEKT DER WOCHE

Ein Zischen für die Ewigkeit

Coca-Cola Creations «Movement»
4 x 25 cl für Fr. 4.40 im Handel erhältlich

Der Griff zu einer Büchse oder zu einem Fläschchen Coca-Cola gibt einem ein erhabenes Gefühl, auch wenn man es schon tausendfach getan hat. Schon das Zischen beim Öffnen, so glaubt man, klingt anders als bei sonstigen Süssgetränken. Vielleicht hat diese Wertigkeit damit zu tun, dass das Unternehmen aus Atlanta seit Jahrzehnten zu den bedeutendsten überhaupt gehört; letztes Jahr wurde es mit 58 Milliarden Dollar bewertet. Der ursprünglich beabsichtigte Zweck des Cola-Erfinders John Stith Pemberton, der sein erstes Glas am 8. Mai 1886 verkaufte, war zudem ein heilender: Coca-Cola als Mittel gegen Kopfschmerzen, Depressionen oder Müdigkeit. Noch heute macht ein Schluck Cola so manchen wieder munter, der sich unwohl fühlt.

In ausgesprochen guter Stimmung versetzt einen auch der neuste Wurf des amerikanischen Getränkeriesen. Er stammt aus der Reihe Coca-Cola Creations, heisst Movement, ist limitiert und zischt beim Öffnen ebenfalls wunderbar. Nicht nur das. Das spanische Pop-Wunder Rosalía (Grammy 2020, neuer Song: «Lie Like You Love Me») hatte beim zuckerfreien neuen Cola die Finger im Spiel: Sie sorgte dafür, dass das Design, aber auch der Inhalt möglichst viel von ihrer Persönlichkeit widerspiegelt. Sie schlägt so eine Brücke zu einer jungen, gesundheitsbewussten Generation. Und wie ist es denn, das neue Cola? Es ist spritzig mit einer herrlich buttrig-Caramel-artigen Note.

Benjamin Bögli

Karte und Gebiet



Flächentreuer Blick auf die Welt und weniger eurozentrisch: «Peters-Projektion».

Der ein Jahr andauernde russische Angriffskrieg gegen die Ukraine rückte ein Fach an die Oberfläche, das sich zu Friedenszeiten eher in der Sedimentation befindet: die Geografie. Mit dem Krieg hat die Diskussion über universale Gültigkeit von Werten Konjunktur. Eine Lebenssicht, die im Murgang von Postkolonialismus, Diversität und Inklusion dekonstruiert wurde. Wer dem Universalismus

das Wort redet, sollte sich gewahr sein, wie wir die Welt sehen. Auch dies beginnt bei der Geografie. Die «Mercator-Projektion» ist die kartografische Darstellung, wie wir sie gewohnt sind und auf der die gemässigten Breiten, sprich die industrialisierten Länder, grösser erscheinen als die Gebiete des globalen Südens nahe dem Äquator. 1974 lancierte Arno Peters einen Entwurf, der die Welt annähernd flächentreu und

damit weniger verzerrt darstellt. Der Clou: Die USA, Grönland, Indien, China, Spanien, Frankreich, Deutschland, Grossbritannien und grosse Teile Osteuropas passen in Wirklichkeit in die Fläche von Afrika.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, gibt es eigentlich Trends punkto Sex? Oder verhalten sich Herr und Frau Schweizer im Bett immer in etwa gleich?
A.M., Zürich

Schon immer hat es bevorzugte Beziehungsformen, Techniken oder Stellungen gegeben, und das ist auch heute noch so. Während es für die Menschen im alten Ägypten nichts Ungewöhnliches war, mit Tieren Sex zu haben, gilt diese Praktik heute als psychische Störung. Sextrends werden also auch von ethischen und sozialen Faktoren mitbestimmt.

Heutzutage tragen die Medien dazu bei, dass bestimmte Themen mehr Aufmerksamkeit bekommen und so in den Fokus rücken. Hier lassen sich immer wieder Trends erkennen. Vor einigen Jahren war dies zum Beispiel Tantra, eine spirituelle und sexuelle Praktik, die ihren Ursprung



in Indien hat und die hierzulande eine grosse Anhängerschaft gefunden hat.

Unabhängig von allen Trends sollte Sex allen Beteiligten Spass machen (legal sein) und die persönlichen Bedürfnisse befriedigen. Es kann reizvoll sein, bestehende Trends unter die Lupe zu nehmen, doch macht es keinen Sinn, ihnen nur aus Angst zu folgen, sonst etwas zu verpassen.

Derzeit werden bestehende Beziehungsformen immer stärker hinterfragt, und Men-

schen sind auf der Suche nach Modellen, die zu ihren Werten passen. Offene Beziehungen, Polyamorie oder eine gelebte Sexualität mit Partnern beider Geschlechter zeigen, dass viele Menschen in ihrer Sexualität neue Wege gehen.

Der Trend geht dahin, flexibler zu werden in den Beziehungen und zu erforschen, wie viel Nähe und Freiheit der oder die Einzelne in einer Beziehung leben möchte. Viele Menschen hinterfragen sich: Lebe ich diesen Lebensbereich so, wie ich ihn leben möchte? Und sie sprechen darüber, und das ist ein guter Trend.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Christian Wulff

Der ehemalige deutsche Bundespräsident spricht über gesellschaftliche und private Krisen. Sorge bereitet ihm, dass sich zu wenig gute Leute politisch engagieren.

Wenn es um das Thema «Krisen» geht, kennt sich Christian Wulff aus. Wir erinnern uns: Im Jahr 2012 trat der damalige Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland nach einer wochenlangen Medienkampagne zurück. Die Vorwürfe in Bezug auf einen Privatkredit erwiesen sich im Nachhinein als juristisch haltlos, aber der Schaden in Wulffs politischer Karriere war angerichtet.

Kürzlich trat Wulff am Tegernsee im Hotel «Bachmair Weissach» auf. Und zwar im Rahmen des Korbinians Kollegs, einer philosophisch grundierten Veranstaltungsreihe, die «Bachmair»-Hotelier Korbinian Kohler (selbst studierter Philosoph) ins Leben gerufen hat. Bei der öffentlichen Vortragsveranstaltung und beim anschließenden Abendessen im kleineren Kreis gab der ehemalige Bundespräsident teils sehr persönliche Einblicke in seine biografischen Krisen – und spannte den Bogen zu den zahlreichen Problemen, welche die Menschheit jüngst auf Trab hielten: vom Regen der Covid-Pandemie direkt in die Traufe des russischen Krieges gegen die Ukraine.

«Stolz, gefallen zu sein»

Wulffs Botschaft war dabei optimistisch. So spiegelte er die heutige Situation mit jener vor genau hundert Jahren, als Inflation, Armut und Massenarbeitslosigkeit um sich griffen und als Adolf Hitler ein erstes Mal versuchte, nach der Macht zu greifen. Zumindest aus der Sicht eines Einwohners Deutschlands sei der heutige Zustand deutlich weniger einschneidend.

Womit Wulff wieder auf das Private zu sprechen kam. Eine der wenigen Gewissheiten bestehe darin, dass «das Leben auf keinen Fall so verläuft, wie wir es gedacht oder uns vorgestellt haben». Es sei eben «eine Achterbahnfahrt», so der Bundespräsident a. D. Krisen hätten aus individueller Sicht auch eine positive Seite: «Menschen, die viele Krisen erlebt haben, haben sehr viel mehr Resilienz, sind professioneller und gelassener als diejenigen, für die Krisen eine Ausnahmesituation dar-



«Mehr Resilienz»: Mentor Wulff.

stellen.» Man könne durchaus auch «stolz darauf sein, hingefallen zu sein, denn dies zeigt, dass man auch wieder aufstehen kann». Mit Blick auf die eigenen Erfahrungen bedauert es Wulff, dass sich zu wenige fähige Persönlichkeiten für einen politischen Dienst an der Allgemeinheit zur Verfügung stellen. «Wir brauchen mehr Menschen, die sich nicht nur um sich selbst kümmern, als Ich-AG, sondern mehr Menschen, die sich um das Ganze kümmern.» Die diesbezügliche Zurückhaltung liege nicht zuletzt auch an dem aufgeheizten medialen Klima – viele Leute überlegen es sich

zweimal, ob sie sich selbst und ihre Familien diesem Umfeld aussetzen möchten. Und die meisten wollen das nicht.

Auf die Frage, ob ein politisches Comeback für ihn ein Thema sei, antwortete Wulff, er wolle lieber im Hintergrund bleiben. Als ehemaliger Bundespräsident sei ein politischer Neuanfang kaum möglich. «Ich bin Mentor und unterstütze viele junge Menschen. Ich bin aber nicht mehr vorne im Schaufenster, denn das ist nicht kompatibel mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Alles ist gut.»

Florian Schwab

Vom Sandstrand in den Eiskanal

Bob-Olympiasieger Erich Schärer hat eine potenzielle Nachfolgerin ausgemacht: Die 24-jährige Melanie Hasler gewann bereits ihre erste internationale Medaille.

Thomas Renggli

Wäre bei Melanie Hasler alles konventionell gelaufen, hätte sie wohl nie in einem Bob Platz genommen. Ihre Mutter stammt aus der Dominikanischen Republik. Dort wird Eis vor allem zum Kühlen von Drinks verwendet. Doch bei Hasler wurde der sportliche Normalfall vor rund sechs Jahren ausser Kraft gesetzt. Eigentlich träumte sie von einer Karriere als Volleyballerin. Schon mit fünfzehn Jahren spielte sie für den VBC Steinhäusern in der Nationalliga B. Ihr Fokus galt aber dem Beachvolleyball. Aus diesem Grund trainierte sie im Sommer 2017 am nationalen Jugendsport-Leistungszentrum in Tenero TI – und schielte auf die Olympischen Spiele 2020 in Tokio. Doch das Schicksal hatte einen anderen Plan – für die Sommerspiele, die wegen der Pandemie erst ein Jahr später stattfanden; und für Hasler erst recht.

Damals in Tenero trat jemand auf die schlagkräftige Ballspielerin zu, der wissen wollte, ob sie nicht für den Bobsport zu begeistern wäre. Hasler glaubte, sich verhöhnt zu haben. Bob? Ihr einziger Berührungspunkt mit dieser Sportart war der Hollywoodstreifen «Cool Runnings», in dem sich ein jamaikanisches Team mit Todesverachtung, Pioniergeist und wechselndem Erfolg die Eiskanäle hinunterstürzte.

Beeindruckende Sprungkraft

Der «Scout» liess nicht locker. Und er erwies sich als Mann, der genau wusste, was es zur perfekten Talfahrt auf Eis braucht: Christoph Langen, deutsche Boblegende mit zwei Olympiasiegen und acht WM-Goldmedaillen im Palmarès. Der Kölner stand damals als Nachwuchstrainer in den Diensten des Schweizer Verbands – und war ständig auf der Suche nach neuen Talenten. Bei Hasler fielen ihm die starken Athletikwerte und die beeindruckende Sprungkraft auf. Und umgekehrt war die Volleyballerin fasziniert vom Gedanken, künftig als Wintersportlerin für Furore zu sorgen.

Hasler trat auf das Angebot Langens ein, in St. Moritz eine Schnupperfahrt als Bremserin zu absolvieren. Die rund 75 Sekunden hinunter nach Celerina sollten zu einem Schlüsselerleb-



«Grosses Talent»: Sportidol Schärer.

Erich Schärer, 76, fuhr an Weltmeisterschaften neunzehn Mal aufs Podest – acht Mal zum Titel. Im «Silberpfeil» holte er 1980 in Lake Placid olympisches Gold. Nach Jahren des Rückschritts im Schweizer Bobsport sieht Schärer Silberstreifen am Horizont – auch dank Melanie Hasler. Er sagt: «Sie hat sich mit dem Monobob sukzessive an die internationale Spitze herangearbeitet. Fahrerisch zeigt sie grosses Talent – und athletisch besitzt sie meisterliches Potenzial. Findet sie die bestmögliche Anschieberin, kann sie an internationalen Titelkämpfen Gold gewinnen.»

nis für Hasler werden: «Ich bin ein Adrenalinjunkie und wollte sofort wieder einsteigen!» Bob sei wie Autobahnfahren mit Steilwandkurven, beschrieb sie später in einem Interview ihre ersten Eindrücke.

Der Volleyballsport liess sie aber noch nicht los. Zunächst versuchte Hasler, die beiden Sparten zu kombinieren. Doch auf diesem Niveau war dies nicht möglich. Mehr und mehr verschoben sich ihre Prioritäten in den Eiskanal. Ihr gefielen die verschiedenen Qualitäten, die

es im Bob braucht: Talent, Schnelligkeit, Stärke und Mut. Nach einer Saison entschied sie sich definitiv für den Bobsport.

Und sie wollte mehr als anschieben und bremsen. So wechselte sie an die Steuerseile. Dabei kam ihr die Einführung des Monobobs entgegen. Auf diesen «Einer-Schlitten» fallen die ersten Versuche leichter. «Das war eine wichtige Lernphase», sagt Hasler heute. Der Lerneffekt war umso grösser, als die Monobobs beim Steuern durchaus ihre Tücken aufweisen. Je leichter das Gefährt im Eiskanal, desto schneller bricht es bei unpräzisen Manövern aus. Man müsse wesentlich feinfühlinger fahren, sagt Hasler.

Leistungsschub in diesem Winter

Dies gelingt ihr praktisch auf Anhieb bemerkenswert gut – vielleicht auch, weil sie als begabte Klavierspielerin und Hip-Hop-Tänzerin die Zwischentöne präzise trifft. So fährt sie an den Winterspielen in Peking 2021 als Siebte im «Einer» zu ihrem ersten olympischen Diplom. Mit dem Zweier erreicht sie – zusammen mit Anschieberin Nadja Pasternack – den sechsten Platz. Es war ein erster Vorgeschmack, auf was sich die Schweizer Bobfans künftig freuen können. Noch besser lief es Hasler in Peking aber abseits der Bahn. Sie lernte ihren Sportkollegen Michael Vogt lieben.

Fachmann Erich Schärer glaubt an die junge Sportlerin: «Melanie Hasler besitzt alle Qualitäten, die es braucht, um sich an der Weltspitze zu etablieren», sagt er nüchtern. Aus diesen Worten klingt auch der Respekt vor dem Leistungsschub in diesem Winter. An den Europameisterschaften in Altenberg gewann Hasler (mit Pasternack) im Januar als Zweite ihre erste Medaille an internationalen Meisterschaften. Nur das deutsche Duo Nolte/Neele war noch schneller.

So darf man gespannt sein, wie sich die Karriere von Melanie Hasler weiterentwickelt. Eine Prognose sei aber gewagt: Geht es auch künftig in diesem Tempo abwärts, landet die Aargauerin früher oder später auf dem Podest ganz oben.



«Ich wollte sofort wieder einsteigen»: Bob-Hoffnung Hasler.

Angélique Beldner, Showmasterin

Die «1 gegen 100»- und «Tagesschau»-Moderatorin träumt immer wieder von Mathematik, an einem Mann findet sie Bescheidenheit attraktiv, und sie ist froh, nicht Lehrerin geworden zu sein.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Angélique Beldner: Die Lehrerinnen und Lehrer.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Beldner: Den damaligen YB-Spieler Dario Zuffi. Er wohnte bei uns im Quartier, und wir Kinder gingen fast wöchentlich bei ihm klingeln, um nach Autogrammkarten zu fragen. Chapeau vor seiner Frau, die es meistens war, die die Türe öffnete und immer, wirklich immer freundlich blieb, obwohl es für sie bestimmt manchmal nervig war.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Beldner: Ich glaube, ich habe schlicht keine extremen Meinungen. Bei nichts.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Beldner: Genug, um nicht ständig daran denken zu müssen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Beldner: Wieso bei einem Mann?

Hm ... Bescheidenheit.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Beldner: Vor schweren Unfällen.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Beldner: Das war bei meinem letzten Lachanfall.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Beldner: Die wenigsten.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Beldner: Ich glaube daran, dass es einem guttut, wenn man an etwas glaubt. Und wenn das «Gott» ist, ist es «Gott».

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Beldner: Ich wähle keine einzelne Partei, sondern habe eine Spannweite.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Beldner: Mit meinem damaligen Freund.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Beldner: «Fragile» von Sting.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Beldner: Ich versuche, irgendetwas auszurechnen, und es gelingt mir nicht.

Beldner: Nein. Hat Ihnen diese Frage schon mal jemand mit Ja beantwortet?

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Beldner: Da müsste ich jetzt erst 1001 Nacht drüber schlafen.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Beldner: Mich nicht fürs Lehrerinnen- und Lehrerseminar anzumelden. Mal abgesehen davon, dass ich mindestens in Mathe wohl ohnehin gescheitert wäre, wäre ich wohl auch eher ungeeignet.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Beldner: Ich bin froh, wenn ich mir das nicht überlegen muss.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Beldner: Weil ich es nicht notwendig finde. Mein momentanes Lieblingsgericht ist allerdings der vegane Karottenlachs!

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Beldner: Das erfahre ich, wenn ich tot bin.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Beldner: Ich möchte nicht dafür zuständig sein, neue Gesetze zu erlassen. Das klingt für mich sehr anstrengend.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Beldner: Ich würde so gerne schön zeichnen, gut basteln und anständig Geschenke einpacken können.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Beldner: Neben meiner Mutter auf jeden Fall meine Grossmutter.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Beldner: Wenn es meiner Familie gutgeht.



«Es tut einem gut, wenn man an etwas glaubt»: Fernsehfrau Beldner, 47.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

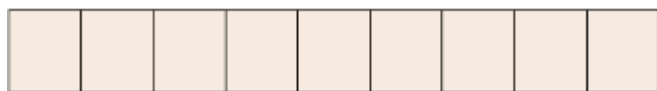
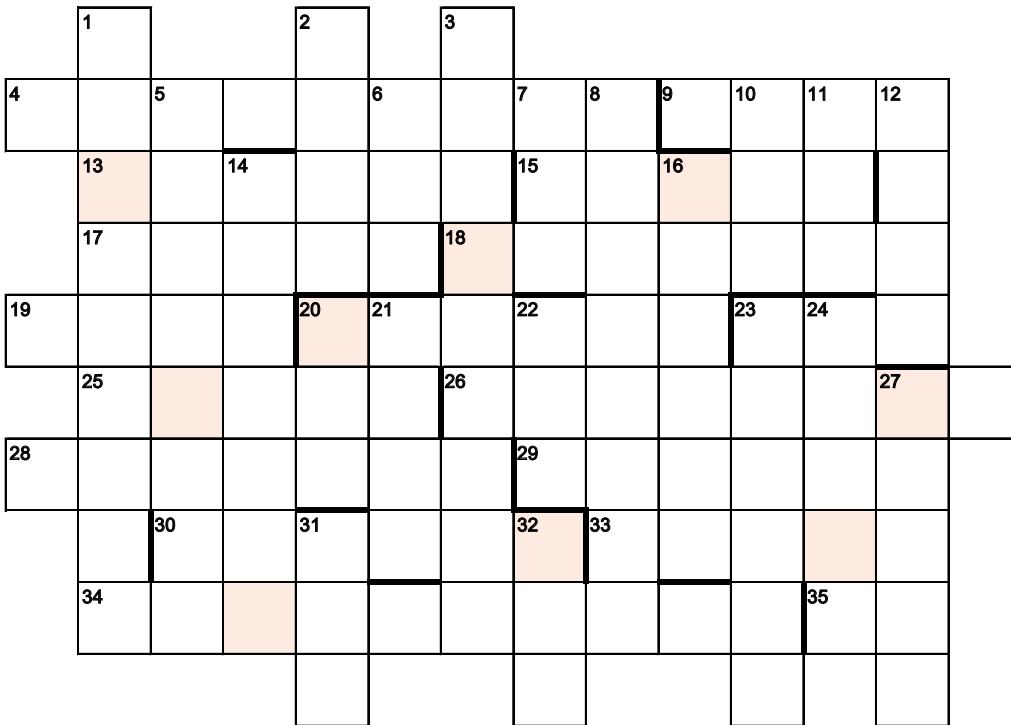
Beldner: Das verrate ich nicht. Sonst starren beim nächsten Mal alle genau dorthin.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Beldner: Mit Andreas Caminada, der mich bekocht.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Die nächste von Angélique Beldner moderierte Sendung «1 gegen 100» wird am 13. März auf SRF1 ausgestrahlt.



Lösungswort — Teile von Waldschulen?

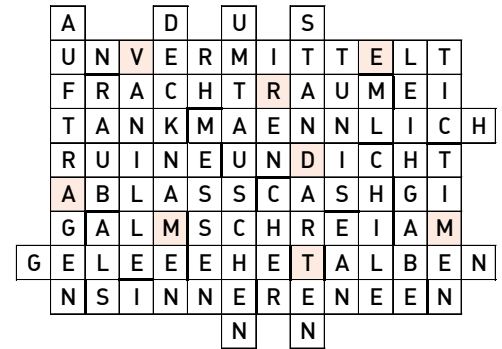
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 z. B. zwei Auerochsen mal drei Auerochsen? 9 besticht eher durch Nahrhaftigkeit als durch Intelligenz 13 zur Hälfte negatives Medikament 15 so endet nicht nur ein Abfallkübel, sondern auch mancher Schurke 17 in Kanadas Wäldern tierisch, in unseren pflanzlich 18 daraus hätten unsere Ahnen etwas über ihre Zukunft erfahren können 19 liegt in Sambesi 20 von Nekromanten nicht beschworen, aber angebetet 23 ragte neben ...achon auf 25 war im Meer in seinem Element 26 kann herauskommen, wenn man Indische durcheinanderbringt 28 bilden in ihrer Gesamtheit den Bund oder den Markt 29 sind, wenn menschlich, meist faul oder alt 30 schnell, aber alles andere als zuvorkommend 33 Nachwuchs in Henkelkörben 34 Marmeladenreihe? 35 küchentaugliche 5 ml

Senkrecht — 1 beginnt gewichtig 2 steht auf vielen 1-senkrecht-Büchern 3 fremde Schnelligkeit, die irgendwie an Kakaopulver in gelber Büchse erinnert 5 Dauerticket, das es ermöglicht, Aufführungen schon vor der eigentlichen Vorstellung zu sehen? 6 schottisches Gewässer, dort nur fast tief 7 vielleicht ein Rindvieh, vielleicht aber auch Elefant, Giraffe oder Wal 8 begann buchstäblich mit einem grossen Knall 10 keine ganze Rennmaus, aber wesentlich grösser als eine solche 11 in Polizeirevieren und in Portfolios zu finden 12 wichtig für Diplomaten und Musiker 14 was macht, tut sie ohne zu ... 16 für Agronomen (aber nicht für Handwerker) bestehen sie aus 21 senkrecht 20 so ist z. B. ein Auto, mit dem man nirgends mehr ... kommt 21 ist bekanntlich dauernd am Rotieren 22 wurde einst buchstäblich für bare Münze genommen 23 am Berg nützlich, im Gesicht störend 24 Basketballspiel-Abschnitt 27 musikalischer Bestandteil von englischen Kanzlern 31 damit Reisende sind angeblich grün 32 (f)liegt im Mittelmeer, bzw. in Neuseeland

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 806



Waagrecht — 5 UNVERMITTELT 12 FRACHTRAUM (Fr.-8.oo-Raum) 15 EIderten 16 TANK 17 MAENNlich (grammatikal. Geschlecht) 18 RUINE 19 UNDICHTrinke 22 ABLASS 23 CASH (engl. f. Bargeld) 24 GI 25 (P)ALMöl 26 SCHREITvögel/-bische 28 AM 29 GELEE 30 EHE 31 ALBEN 32 SINNE 33 RENEE Zellweger (bedeutet die Wiedergeborene)

Senkrecht — 1 AUFTRAGEN 2 DECKNAMEN 3 UMTAUSCHEN 4 STANDARTEN 6 VANILLE 7 RH 8 SkIRENnkleidung 9 PaschTUNISan 10 LEIHGABE (Anagramm) 11 TIC 13 RAUB 14 ML (markup language) 17 MESSEN 20 CHILE 21 ResSENTIMENTs 23 CHER 25 ALS 27 (J)EANS

Lösungswort — **VERDAMMT**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



A TRIBUTE TO JAMES BOND

Zu Ehren des beliebtesten Spions der Welt präsentiert OMEGA eine brandneue Seamaster Diver 300M, die voller 007-Details steckt. Während das blaue Zifferblatt mit Wellendekor sich von James Bonds erster OMEGA in *GoldenEye* inspirieren liess, ist das Milanaise-Armband das gleiche, das auch in *No Time To Die* zu sehen war. Dreht man den Zeitmesser um, geht die Action weiter – mit einem animierten Gehäuseboden, der die berühmte Eröffnungssequenz nachstellt. Für Fans der legendären Filmreihe gibt es keinen besseren Weg, Agentengeschichte und innovative Uhrmacherkunst zum Leben zu erwecken.


OMEGA

007[™]